

6. Exemplarische Falldarstellung Leonor Castro

„Als ob ich aus dem Dschungel komme“

Mit der Auswahl des Interviews mit Leonor Castro möchte ich das Prinzip des kontrastiven Vergleichs verfolgen. Der deutlichste Unterschied zum vorherigen Fall liegt zum einen in den Migrationsmotiven und der Einreiseart und zum anderen in der subjektiven Bedeutung von Berufstätigkeit, in den belastenden Lebensereignissen, die eine Depression ausgelöst haben. Darüber hinaus besteht ein wesentlicher Unterschied zur vorherigen Fallanalyse in der Krankheitserfahrung, d.h. im Umgang mit der Erkrankung an einer Depression, mit den Strategien des Hilfesuchens und der Inanspruchnahme von Behandlung. Von den 17 befragten Migrantinnen erweist sich diese Biographin als einzige Frau, die bereits in ihrem Herkunftsland an einer leichten Depression erkrankt war. Gerade weil sie sich von den anderen biographischen Erzählungen in dieser Hinsicht so markant unterscheidet, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf ihre Biographie.

6.1 Kontaktaufnahme

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews ist Leonor Castro 41 Jahre alt, sie ist mexikanischer Herkunft und zugleich US-amerikanische Staatsbürgerin. Sie verfügt über drei universitäre Abschlüsse und sucht zu den Zeitpunkten der zwei Interviews in den Jahren 2012 und 2015 Arbeit, die ihrer Qualifikation entspricht. Die Biographin – das sei schon an dieser Stelle angemerkt – leidet sehr darunter, keinen Zugang mehr zum qualifizierten Arbeitsmarkt zu finden. Sie ist mit einem Mann österreichischer-italienischer Herkunft verheiratet, der in der Schweiz geboren und aufgewachsen ist. Gemeinsam haben sie keine Kinder. Seit 2003 lebt die Biographin in der Schweiz, und sie verfügt über eine Niederlassungsbewilligung, den Ausweis C. Ihr Ehemann, Thomas Steiner, ein Kaufmännischer Angestellter bei einem grossen Versicherungsunternehmen, hat zwei Söhne aus einer früheren Ehe.¹ Ich habe Leonor Castro während unserer gemeinsamen Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen bei einer Menschenrechtsorganisation mit Sitz in einer Grossstadt der Deutschschweiz kennengelernt. Als Arbeitskolleginnen trafen wir uns auch in unserer Freizeit und so erhielt ich einen Einblick in ihre Lebensgeschichte. Unsere freundschaftliche Beziehung blieb auch

1 Der Name des Ehemanns, sein Arbeitsort und das Geschlecht seiner Kinder sind anonymisiert.

nach Ende unserer befristeten Anstellung bei der Nichtregierungsorganisation bestehen. Schon in den zahlreich vorangegangenen Gesprächen zeigte sie sich als direkt Betroffene sehr an meiner Forschung interessiert. Sie betonte mir gegenüber, dass sie das Thema Depression im Kontext einer Migration für sehr wichtig und aktuell halte. Als ich sie zwei Jahre nach unserer gemeinsamen Arbeitszeit bei einem persönlichen Treffen in einem Café fragte, ob sie zu einem lebensgeschichtlichen Interview bereit sei, willigte sie sofort ein. Gleichzeitig nahm ich eine zögerliche Haltung wahr, sicherte ihr aber zu, ihre Daten zu anonymisieren und daraufhin war sie deutlich erleichtert. Für das Zustandekommen des Interviews erschien mir unser bereits bestehendes, intensives Vertrauensverhältnis von Vorteil, auch angesichts des Umstands, dass sie ihre Erfahrungen bislang nur wenigen Menschen anvertraut hatte. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews Mitte September 2012 kannten wir uns beinahe drei Jahre. Insgesamt hatten wir uns drei bis vier Mal pro Jahr getroffen.

Im Vorgespräch informierte ich sie über den Interviewablauf. Anschliessend erklärte ich ihr, dass ich das Gespräch aufnehmen würde. Wir vereinbarten den ersten Interviewtermin gleich am nächsten Tag um 14.00 Uhr, was sie mit einem Lachen kommentierte, das wohl eher ein Unbehagen überspielen sollte: „Im Moment habe ich viel Zeit, da ich arbeitslos bin.“ Die Entscheidung des Intervieworts überliess ich wie gewohnt der Studienteilnehmerin, woraufhin das Gespräch bei ihr zuhause stattfand. Das Folgeinterview war zweieinhalb Jahre später im Februar 2015. Zwischen beiden Interviews sowie nach den Gesprächen hatten wir regelmässig Kontakt zueinander. Gemeinsam mit zwei anderen ehemaligen Arbeitskolleginnen der NGO war eine freundschaftliche Bindung entstanden, sodass wir gelegentlich zu viert etwas gemeinsam unternahmen.

6.2 Interviewverlauf

Das Interview fand in einer Kantonshauptstadt der deutschsprachigen Schweiz statt. Es war das erste Mal, dass ich Leonor Castro zuhause besuchte. Ich war gespannt. Mir fiel auf, wie ruhig und verkehrsarm die Wohnlage der Biographin war. Das Mehrfamilienhaus, in dem sich ihre Mietwohnung befand, lag am Stadtrand. Nachdem ich geläutet hatte, öffnete sie lachend die Türe. Sie umarmte mich herzlich und liess mich eintreten. Die Wohnung lag im ersten Stock eines älteren Hauses. Leonor Castro zeigte mir gleich ihre Vierzimmerwohnung, in die sie seit Kurzem mit ihrem Mann eingezogen war. Zuvor bewohnten sie eine „winzig kleine Einzimmerwohnung“, wie sie sagte. Die Wohnung war mit wenigen Möbeln sorgfältig und klar eingerichtet. Es machte Leonor Castro sichtbar Freude, mir ihr neues Zuhause zu präsentieren. Ich sprach ihr ein Kompliment für ihre geschmackvolle und gemütliche Wohnung aus. Als wir im Gästezimmer vor einer Wand stehen blieben, die mit zahlreichen Fotos ihrer Hochzeit ausgestattet war, die sie als sehr schlanke Braut portraitierten, sagte sie lachend dazu: „Ich habe erst vor ein paar Tagen alle meine Business-Outfits und Kostüme einer Wohlfahrtsorganisation geschenkt, da ich da sowieso nicht mehr reinpassen werde.“ Dass sie dabei lachte, nahm dem Satz nicht seine Härte. Die Fotos, auf denen sie strahlt und glücklich wirkt, stehen in Kontrast zu ihrem spitzen Kommentar. Leonor Castro ist eine humorvolle Person, die viel lacht. Ihr Lachen könnte hier als eine Art Galgenhumor interpretiert werden, mit dem sie beinahe abwertend ihren

gegenwärtigen Körper kommentiert. Die höhnische Distanzierung zu den Fotos lässt sich als eine Praxis der biographischen Selbstpräsentation deuten, mit der sich Leonor Castro zu den Erlebnissen aus der Vergangenheit in Beziehung setzt. Dadurch akzentuiert sie die Unterscheidung zwischen „heute“ und „früher“. Das Lachen wirkt hier als Bewältigungsstrategie im Umgang mit schmerzhaften Erfahrungen. Neben dem Hinweis auf ihre Gewichtszunahme erweckt das Verschenken der Geschäftskleider zudem den Eindruck, nicht mehr an negative Erfahrungen mit der Arbeit im Finanzbereich erinnert werden zu wollen. Eine weitere Interpretation wäre, dass Leonor Castro keine Verwendung mehr für die Kleider hat, weil sie keine adäquate Arbeit findet. Die Entsorgung der Businesskleider – nahezu als ein befreiend wirkendes Handeln – lässt sich als Versuch der Biographin deuten, einen Schlussstrich unter ihre ehemalige Stelle zu ziehen. Gleichzeitig scheint sie sich bei diesem Akt von einer Wut leiten zu lassen, einer Wut, die offensichtlich einen Schmerz abzuwehren versucht.

Leonor Castro ist eine zurückhaltende Frau mit dunklem Haar, die sich dezent schminkt. Ihr schulterlanges lockiges Haar trägt sie straff am Hinterkopf zu einem Zopf zusammengebunden. Ihre kraftvolle Ausstrahlung ist deutlich spürbar. Sie ist von kleiner Statur und eher korpulent. Als sie im Jahr 2009 an einer schweren Depression erkrankt, nimmt sie erheblich an Gewicht zu. Wie sich später zeigen wird, spielt ihr gegenwärtiges Übergewicht eine zentrale Rolle für ihren Selbstwert. Sie leidet zum Zeitpunkt der Interviews unter ihrem negativen Selbstbild und unter einem geringen Selbstwertgefühl, kann jedoch die Ursachen biographisch reflektierend einordnen und arbeitet ihre schmerzhaften Erfahrungen im Rahmen einer Psychotherapie auf. Ich bemerke schnell, dass sie aufgrund mehrjähriger Psychotherapie-Erfahrungen eine gute Selbstbeobachtungsgabe hat und in der Selbstreflexion geübt ist.

Das Gespräch fand in ihrem Esszimmer statt. Sie bot Früchte und Kekse an und war sehr bemüht, für mich eine angenehme Atmosphäre zu schaffen. Nachdem sie Tee zubereitet hatte, nahmen wir an einem grossen Esstisch Platz. Das Interview verlief in einer freundschaftlichen und offenen Gesprächsatmosphäre. Je nach Thema variierte die Stimmung von Leichtigkeit bis hin zu Schwere.

Leonor Castro hatte keine Schwierigkeiten, ihre Biographie darzustellen. Allerdings fiel mir auf, dass sie am Anfang des Interviews ihre Lebensgeschichte mit wenig Emotionalität präsentierte. Sie wirkte vorsichtig und etwas nervös. Während der Erzählung entspannte sie sich wahrnehmbar. Sie schien sich in der Rolle der Erzählerin zunehmend wohlfühlen, wodurch sich ihre Aufregung schnell legte. Im Laufe des Interviews wurde sie immer kommunikativer und zeigte sich emotional stärker involviert. Als ich gezielt zu fragen begann, erzählte die Biographin detailreicher und in ausführlicher Form von ihrem ereignis- und leidensreichen Leben und ihrem Krankheitsprozess.

Bei schwierigen Passagen im Gespräch, in denen die Vergegenwärtigung vergangener schmerzvoller oder immer noch belastender Erfahrungen bei Leonor Castro starke Gefühle hervorriefen, war die Technik des „aktiven Zuhörens“ aus der klientenzentrierten Gesprächsführung (Rogers 1972) sehr hilfreich. Thematisierte die Biographin Erlebnisse, die mit einer emotionalen Intensität verbunden waren, ging es in solchen Situationen darum, all ihren Gefühlen, insbesondere den schmerzhaften Gefühlen, Raum zu geben, diese die Situation aber nicht beherrschen zu lassen. So wurde während des Interviews herzlich gelacht, aber auch geweint. Leonor Castros lebensgeschichtliche Erzählung löste auch bei mir Gefühle aus. In der Interviewinter-

aktion, so hielt ich es in meinem Forschungstagebuch fest, handelte es sich um ein kontinuierliches Balancieren der auftretenden Gefühle, das von der Erzählerin und mir erbracht werden musste.

Ich selber war anfangs ebenfalls leicht aufgeregt, da es sich erst um mein drittes Interview handelte. Ferner hatte ich Bedenken, eine Bekannte als Interviewpartnerin ausgewählt zu haben. Von den insgesamt 22 ausgewählten Gesprächspartnerinnen ist Leonor Castro die einzige lateinamerikanische Migrantin, die ich bereits vor dem Interview kannte. Ich war unsicher, ob sich die Biographin in ihrer Erzählung befangen fühlen könnte, aus Sorge vor möglichen Auswirkungen auf unsere Beziehung. Zudem bestand die Gefahr, dass Leonor Castro gewisse lebensgeschichtliche Aspekte nicht thematisierte, in der Annahme, ich kenne diese Informationen bereits. Dies hätte zur Folge gehabt, dass sie geteiltes Wissen aussparte und mir dieses so für die Analyse entgangen wäre. Da ich aber Leonor Castros Biographie nur in groben Zügen kannte, war ich erleichtert, dass sie ausführlich und detailliert berichtete. Die Bekanntschaft bewirkte darüber hinaus, dass keine Erzählscham aufkam. Insgesamt zeigte sich, dass die Vertrautheit, die Nähe und freundschaftliche Zuneigung zwischen der Befragten und mir von grossem Vorteil für das Herstellen einer emotional entspannten Interviewsituation waren. Die vertrauensvolle Beziehung zwischen uns bewirkte, dass sich die Erzählerin sicher und für ihre Erlebnisse nicht verurteilt fühlen konnte. Die Erfahrung, sich angenommen zu fühlen, befähigte sie, über belastende Lebensereignisse zu sprechen und heikle Themenbereiche zu verbalisieren. Sie öffnete sich mir gegenüber. Dabei vertraute sie mir ihre Erlebnisprozesse mit hohen intimen Anteilen an, in denen sie relevante biographische Erfahrungen gemacht hatte.

In der Forschung wird häufig davon abgeraten, Interviews mit Bekannten und Freunden zu führen. In *Das Elend der Welt* haben sich allerdings Pierre Bourdieu und die anderen AutorInnen (1997) bewusst entschieden, ihre InterviewpartnerInnen aus ihrem Bekannten- und Freundeskreis zu wählen. Sie sind der Ansicht, dass sich die bereits vorhandene gesellschaftliche Nähe und die Vertrautheit als positiv erweist, denn dadurch sind bereits zwei Bedingungen „gewaltfreier“ Kommunikation erfüllt:

„Erstens: Ist der Interviewer demjenigen, den er befragt, gesellschaftlich sehr nahe, kann sich der Befragte aufgrund dessen, dass einer am Platz des anderen stehen könnte, davor sicher fühlen, dass seine subjektiven Beweggründe nicht auf objektive Ursachen und seine als freie Wahl erlebten Entscheidungen nicht auf die Folge objektiver, in der Analyse offengelegter Determinismen reduziert werden. Zweitens ist in diesem Fall ausserdem sichergestellt, dass ein unmittelbares und ständig neu bestätigtes Einvernehmen hinsichtlich der Vorverständnisse zu den Inhalten und Formen der Kommunikation besteht“ (Bourdieu 1997a: 783).

Als Forscherin hiess es für mich während des Interviews besonders darauf zu achten, – neben einer wertschätzenden und empathischen Haltung – im immanenten und exmanenten Interviewteil auch kritisch nachzufragen, nichts für selbstverständlich zu halten und nicht davon auszugehen, bereits zu wissen, was die Biographin meinte. Bedeutsam für die Interviewsituation waren das In-Beziehung-Treten mit der Erzählerin und dabei gleichzeitig eine Distanz zu wahren. Bei der Datenauswertung musste ich ebenfalls meine verschiedenen sozialen Rollen in Einklang bringen. Insbesondere zu Beginn der Analyse empfand ich ein Unbehagen. Da ich die Biographin persönlich

kannte, befürchtete ich, unsere Beziehung könnte durch die Interpretation des Interviews beeinträchtigt werden, insbesondere im Hinblick darauf, dass Leonor Castros Sicht auf ihre Erfahrungen von meiner Analyse beachtlich divergieren könnte. Darüber hinaus nahm ich ihr gegenüber das Bedürfnis wahr, ihrer Lebensgeschichte besonders gerecht werden zu wollen. Das hatte zur Folge, dass die Auswertung länger dauerte als ursprünglich anvisiert. Den Rollenwechsel von der Kollegin zur Soziologin nahm ich daher während der Analyse der Forschungsdaten ganz bewusst vor, wobei die Rolle der Forscherin für mich die entscheidende war. Dieser Umstand half mir zusätzlich, eine Distanz zur Befragten aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig betrachtete ich meine subjektive Involviertheit im Forschungs- und Analyseprozess als Teil des Datenmaterials, was ich in die Analyse miteinbezog. Ich achtete sehr darauf, bei der Interpretation keinen Unterschied zwischen mir bekannten und unbekannten Forschungsteilnehmerinnen zu machen. Vielmehr war es von zentraler Bedeutung, allen gegenüber die gleiche Haltung als Forscherin einzunehmen, die aufmerksam, interessiert, verstehend, empathisch und wertschätzend ist. Insgesamt betrachtet erwiesen sich meine Bedenken im Nachhinein weitestgehend als unbegründet. Die Forschungssituation, die eine noch grössere Nähe als bisher entstehen liess, wirkte sich eher positiv auf die persönliche Beziehung zwischen Leonor Castro und mir aus.

Die Biographin bekundete keine Schwierigkeiten, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Sie sprach fließend und reflektierend über ihr Leben. Erneut hatte ich den Eindruck, dass ihr ihre Erfahrungen mit einer Psychotherapie beim biographisch-narrativen Erzählen hilfreich waren. Das erste Gespräch, das wir auf Hochdeutsch führten, dauerte drei Stunden. Zuvor hatte ich die Biographin darauf aufmerksam gemacht, dass sie die Sprache während der Interviewsituation frei wählen könne. Wichtig sei nur, sich mit der Sprachwahl beim Erzählen wohlfühlen. Leonor Castro beherrscht zwei Muttersprachen, Spanisch und Englisch, und kann sich auch sehr flüssig und präzise auf Deutsch ausdrücken. So behielt sie ihre gewohnte Konversationssprache mit mir bei. In wenigen Fällen nahm sie einen Sprachwechsel zwischen dem Spanischen und dem Deutschen vor oder fragte mich nach der Übersetzung eines spanischen Wortes auf Deutsch.

In der Haupterzählung präsentierte Leonor Castro dem chronologischen Lebenslauf entsprechend ihr Leben von der Kindheit bis zum Zeitpunkt des Interviews. Nach der Erzählaufforderung berichtete sie über ihre Lebensgeschichte 40 Minuten durchgehend. Ihre Ausdrucksweise war sorgfältig und durchdacht. Sie sprach teils ruhig und bedächtig, teils sehr kraftvoll und lebendig. Sie evaluierte, kommentierte und erläuterte ihre Erzählung oft aus einer distanziert-analytischen, manchmal gar selbstironischen Perspektive. Die Biographin wirkte beim Erzählen oftmals gefasst. Unterbrochen wurde das Interview nur einmal ihrerseits. Nach einer emotionalen Schilderung eines Ereignisses im Nachfrageteil fragte die Biographin, ob wir eine Pause einlegen könnten, damit sie eine Zigarette rauchen könne. Wir gingen daraufhin auf die Terrasse. Nach einer kurzen Pause erkundigte ich mich bei ihr, ob wir das Gespräch fortsetzen oder an dieser Stelle abbrechen sollten. „Kein Problem“, sagte sie zu mir, „wir können gerne weitermachen“. Nach dem Interview erklärte sie sich bereit, bei Bedarf und zu einem späteren Zeitpunkt ein weiteres Interview mit mir zu führen. Als ihr Ehemann abends nach der Arbeit nach Hause kam und wir uns begrüsst hatten, lud sie mich spontan zum Abendessen ein. Die Einladung nahm ich dankend an. Für

Leonor Castros biographische Fallrekonstruktion dient dieses erste Interview aus dem Jahr 2012 als Datengrundlage.

Zweieinhalb Jahre später im Februar 2015 fand erneut bei ihr zuhause und ebenfalls im Esszimmer ein knapp zweistündiges Folgeinterview statt. Das zweite Interview erfolgte sieben Monate nach einem Suizidversuch. Diesen unternahm sie nach einer Absage auf eine Stellenbewerbung als stellvertretende Geschäftsleiterin einer sozialen Organisation. Sie rief mich aus der Psychiatrischen Universitätsklinik einer Kantonshauptstadt an und sagte mit vorgetäuschter Heiterkeit: „Jetzt habe ich dir noch mehr zu erzählen“. Ihr schwarzer Humor wirkte in dem Moment wie der Versuch, sich von einer unangenehmen Situation zu distanzieren. Wir vereinbarten, dass ich sie in der Klinik besuchen würde. An dieser Stelle kann nicht unreflektiert bleiben, dass ich von ihrer Nachricht tief erschüttert war. Als ich von ihrem Suizidversuch erfuhr, der vierte in ihrem Leben und der erste, seit ich sie kannte, fühlte ich mich auf zwei Ebenen betroffen. Auf der Beziehungsebene fragte ich mich, ob ich als Kollegin diese Handlung hätte verhindern können. Ich erinnerte mich, dass wir uns einige Wochen zuvor, gemeinsam mit zwei weiteren Kolleginnen, getroffen hatten. Sie war nach der erneuten Stellenabsage, obwohl sie in die engere Auswahl gekommen war, sehr wütend. Zugleich hatte sie zu diesem Zeitpunkt von sich aus die Einnahme von Antidepressiva abgebrochen, um abzunehmen. Als sie mir erzählte, ihre Psychotherapeutin sei in Rente gegangen und sie im Moment keinen Ersatz habe, bot ich ihr sofort Hilfe beim Suchen einer neuen PsychotherapeutIn und/oder PsychiaterIn an. Dieses Angebot lehnte sie deutlich ab und meinte, sich selber darum kümmern zu wollen. Sie befände sich sowieso auf der Warteliste einer ihr empfohlenen Psychotherapeutin, fügte sie hinzu. Hätte ich dennoch insistieren sollen? Ich fühlte Ohnmacht und Schuld. Auf der Forschungsebene war ich verunsichert. Ich war erschrocken. Zweifel nagten an mir. Habe ich als Forscherin Fehler gemacht? Im Gespräch mit meinen Forschungsbetreuenden konnte ich das Geschehene einordnen. Deren Rückmeldungen haben in der analytischen Aufarbeitung dieses Ereignisses entscheidend beigetragen. Sie waren mir mit ihren Reflexionen im Umgang mit Unerwartetem, das im Laufe eines Forschungsprozesses auftreten kann, eine zentrale Unterstützung. Meine persönliche Reaktion auf Leonor Castros Suizidversuch, die zwei Jahre nach dem ersten Interview erfolgte, hielt ich in meinem Forschungstagebuch fest. Als ich mich eingehend mit meinen eigenen Gefühlen auseinandersetzte, erkannte ich, dass die Gründe für ihren Suizidversuch nichts mit meiner Forschung oder mir zu tun hatten. Die Einsicht, als Sozialwissenschaftlerin durch meine Aufmerksamkeit, durch aktives Zuhören und Verstehen nicht nur zu nehmen, sondern auch zu geben – Wertschätzung, Anerkennung, Akzeptanz und Empathie –, half mir im Prozess der Selbstreflexion. Leonor Castros Suizidversuch zeigte mir insgesamt, welche Schwierigkeiten sich in der Arbeit mit Menschen, die an einer Depression erkrankt sind, ergeben können. Ihre Bereitschaft, an einem zweiten Interview teilzunehmen, unterstrich meinen Eindruck, dass nicht unsere Gespräche den Suizidversuch ausgelöst hatten. Bevor ich wieder mit der interviewbereiten Biographin sprach, vergewisserte ich mich bei ihr, dass sie sich von der akuten krisenhaften Verfassung erholt hatte und das Interview keine Bedrohung für ihre psychische Stabilität darstellte.

Biographische Selbstpräsentation

Das thematische Feld von Leonor Castros biographischer Selbstpräsentation könnte den Titel tragen „Ich hatte jahrelang Erfolg und Anerkennung im Beruf, wider Erwarten war ich einige Jahre nach der Migration erwerbslos, ohne Geld und ohne Berufsperspektiven, und mein Leben wurde sinnlos“. In der selbststrukturierten Haupterzählung stellt sie ihre Biographie als ein Leben dar, das aus zwei Teilen besteht. Der erste Teil geht auf ihr Leben als finanziell unabhängige und erfolgreiche berufstätige Akademikerin ein. Sie präsentiert sich als Frau, die durch Leistung und Ausdauer ihre Ziele erreicht. Im zweiten Teil ihrer Lebensgeschichte nimmt sie Bezug auf die Lebensphase als Migrantin, die nach Kündigungs- und Mobbing-Erfahrungen an Depressionen erkrankt und anschließend trotz dreier universitärer Abschlüsse keinen Zugang zum Schweizer Arbeitsmarkt mehr findet. Das Abqualifizieren ihres professionellen Wissens, gesellschaftliche Abwertung, sozialer Abstieg, Mangel an Anerkennung und Wertschätzung führten bei ihr zu einem immer schwächer werdenden Selbstwertgefühl. In ihrem bisherigen Berufsleben war sie ökonomische Unabhängigkeit und gute Entlohnung gewohnt. Als Erwerbslose ist sie auf die finanzielle Unterstützung ihres Ehemannes und ihrer Eltern angewiesen. Negative Erfahrungen in der Arbeitswelt unterteilen somit ihre biographische Selbstpräsentation nach Vergangenheit und Gegenwart. Darin enthalten sind weitere Themen wie Statustransformation infolge der beruflichen Marginalisierung, existenzielle Geldsorgen und daraus resultierende ungleiche Machtverhältnisse innerhalb der binationalen Ehe sowie Rassismuserfahrungen im Alltag. In der folgenden Falldarstellung werde ich auf diese unterschiedlichen Themenfelder eingehen, indem ich ihre biographischen Erfahrungen rekonstruiere und zentrale gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen mitberücksichtige.

6.3 Biographisches Kurzportrait

Leonor Castro wurde 1971 als erstes Kind eines Mathematik-Professors und einer promovierten Historikerin in einer Grossstadt der USA geboren. Ihre Eltern sind mexikanischer Herkunft und lebten zum Zeitpunkt ihrer Geburt in einem östlichen US-Bundesstaat. Ihr Vater forschte und unterrichtete an einer amerikanischen Universität, während ihre Mutter ihre Doktorarbeit fertigstellte. Zweieinhalb Jahre später kam ihre Schwester auf die Welt. Zu diesem Zeitpunkt lebten viele Familienangehörige der Eltern ebenfalls in den USA. Als die Biographin fünf Jahre alt war, kehrte die Familie zurück nach Mexiko-Stadt, der Hauptstadt von Mexiko. Die Biographin stammt aus einer katholischen Familie, die sie selber als Angehörige der „oberen Mittelschicht“ bezeichnet. Erst nach dem Tod ihrer Grosseltern mütterlicherseits sind ihre Eltern – mehrere Jahre nach dem USA-Aufenthalt – sehr wohlhabend geworden. In ihrer Schulzeit besuchte die Biographin eine internationale amerikanische Grundschule. Im Alter von 12 Jahren zog Leonor Castro mit ihrer Familie nach London, nachdem ihr Vater eine einjährige Forschungsstelle an einer englischen Universität angenommen hatte. Nach der Rückkehr nach Mexiko-Stadt 1985 ging sie zunächst wieder auf eine amerikanische Privatschule. Ihre Matura schloss sie an einem katholischen Gymnasium mit Auszeichnung ab. Während dieser Zeit erkrankte Leonor Castro als Teenager an einer leichten Depression. Nach erfolgreich verlaufener Schulkarriere begann sie ein Bachelorstudium in Rechtswissenschaften an einer öffentlichen Universität in Mexiko-Stadt. Während des Stu-

diums arbeitete sie für die mexikanische Regierung und später in einer Anwaltskanzlei. Nach dem Studium war sie einige Jahre als Juristin in einer Bank tätig. Während dieser Zeit absolvierte sie zusätzlich einen Master in Übersetzen. Als sie ihre Hochzeit mit einem Mexikaner, der politische Ambitionen verfolgte, kurzfristig absagte, beschloss sie, einen Auslandsaufenthalt einzulegen, um Abstand vom elterlichen und gesellschaftlichen Unverständnis gegenüber ihrer Entscheidung zu gewinnen. Sie entwickelte schnell den Wunsch nach einem Auslandsstudium, das einen festen Bestandteil ihrer geplanten Bildungs- und Berufskarriere darstellte. Sie entschied sich für eine Weiterbildung in Master of Business Administration (MBA), die sie zunächst an einer privaten Universität in Mexiko-Stadt begann. Nach der Hälfte des Masterstudiums in ihrem Herkunftsland bewarb sie sich im Alter von 30 Jahren an einer Universität in Deutschland. Sie wurde zum Studium in Frankfurt a.M.² im Jahr 2002 zugelassen. Ihr ursprünglich auf ein Jahr angelegtes Auslandsstudium transformierte sich zum Leben in der Migration. Nach ihrem MBA-Abschluss bewarb sie sich bei diversen internationalen Unternehmen weltweit. In einer Schweizer Grossfirma fand sie eine Anstellung in einer leitenden Funktion. Im Jahr 2003 reiste sie in eine Kantonshauptstadt der Deutschschweiz ein. Sie war beruflich erfolgreich. Nach zwei Jahren erhielt sie von einem anderen internationalen Unternehmen ein lukratives Angebot und zog in eine grössere Stadt innerhalb der deutschsprachigen Schweiz um. Hier wurde ihr unerwartet gekündigt. Die Kündigung wirkte sich auf ihre psychische Gesundheit aus. Sie erkrankte vier Jahre nach der Migration in die Schweiz an einer Depression. Zwischenzeitlich lernte sie ihren zukünftigen Ehemann kennen, und die beiden heirateten bald darauf. Nach dem Jobverlust nahm sie eine neue Stelle in einer anderen Firma an. Hier wurde sie mit Mobbing konfrontiert. Sie kündigte ihre Stelle zwei Jahre später selber. Sechs Jahre nach der Migration in die Schweiz erkrankte sie im Alter von 38 Jahren an einer schweren Depression, gefolgt von Suizidversuchen. Sie wurde in dieser Zeit von ihrer Psychiaterin sechs Monate krankgeschrieben. Als die Depression nach dieser Zeit wieder abheilte, fand sie keinen beruflichen Anschluss mehr. Im Jahr 2014 kam sie in die engere Auswahl für die stellvertretende Geschäftsleitung einer sozialen Organisation, die Stelle wurde aber einer Frau mit gleicher Qualifikation zugesprochen, die allerdings ihre Ausbildung in der Schweiz absolviert hat. Nun versuchte die Biographin erneut sich das Leben zu nehmen. Daraufhin wurde sie in einer psychiatrischen Universitätsklinik hospitalisiert. Es folgte eine mehrwöchige stationäre Behandlung. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews im Jahr 2012 war sie erwerbslos, arbeitete allerdings in Form einer Nebenbeschäftigung von zuhause aus, ca. 12 Stunden pro Woche, als freie Übersetzerin in den Sprachen Englisch und Spanisch. Zweieinhalb Jahre später, während des zweiten Gesprächs, war sie nach wie vor auf der Suche nach einer Erwerbsarbeit.

6.4 Biographische Fallanalyse

Geburt von Leonor Castro in den USA

Leonor Castro entscheidet sich, ihre Biographie chronologisch zu erzählen, wie die meisten interviewten Migrantinnen des vorliegenden Samples. Im Folgenden möchte ich mir die Eingangserzählung genauer anschauen. Leonor Castro setzt mit der Prä-

2 Die Universitätsstadt ist maskiert.

sensation ihrer Lebensgeschichte bei ihrer Geburt und der Herkunft ihrer Eltern ein, wobei sie die biographische Narration mit ihrer Selbsteinführung als Biographieträgerin beginnt:

„Ich bin die erste Tochter meiner Eltern. Sie sind beide Mexikaner und ja, sie waren beide jung als sie mich bekamen. Mein Vater war 29 und meine Mutter war 24 und sie waren damals in den USA, weil sie auch emigriert waren. Sie wollten einfach eine bessere Arbeit haben. Sie hatten beide doktoriert. Und so bin ich dann geboren (...). Mein Vater arbeitete weiter und meine Mutter hat aufgehört. Sie hat sich um mich gekümmert.“

In der Eröffnungssequenz schildert die Biographin ihre Geburt vor der Folie, dass ihre Eltern als hochqualifizierte ArbeitsmigrantInnen in die USA eingereist waren. Mit der Formulierung „weil sie auch emigriert waren. Sie wollten einfach eine bessere Arbeit haben“ scheint es, als ob sie ihre eigene Migrationsentscheidung als gut Qualifizierte bereits hier antizipieren möchte, weil sie sie als Wiederholung des elterlichen Migrationsgrunds andeutet. Indem Leonor Castro ihre Lebensgeschichte mit der Migration ihrer Eltern einführt, wobei sie ihre Geburt mit der Geschichte ihrer Mutter verknüpft, wird gleichzeitig deutlich, dass sie der Beziehung zu ihrer Mutter eine wichtige Rolle in ihrer Biographie einräumt. Während sie ihre Geburt auf die Position innerhalb der Familie beschränkt, ohne dabei auf die Anzahl und das Geschlecht anderer Geschwister einzugehen, nimmt das Beschreiben ihrer bildungsmotivierten Eltern in der Erzählung mehr Raum ein. Eine Lesart für Leonor Castros Eingangssatz könnte sein, dass die Position, die sie innerhalb der Familie und in der Geschwisterkonstellation einnimmt, sich auf ihre künftige Rolle im Beruf auswirken könnte. Diese persönliche Selbsteinführung scheint in hohem Masse identitätsrelevant zu sein, denn Erstgeborene, so Toman (2002: 45), lernen früh Verantwortung in der Familie zu übernehmen und streben später gerne Führungspositionen an. Der Rang in der Geschwisterfolge könnte insofern für ihre künftige berufliche Karriere bedeutsam sein³. Eine weitere Lesart wäre, dass sie als ältestes Kind ihre Position gegenüber ihrer jüngeren Schwester, die sie später in der Erzählung einführt, stärker behaupten musste. Gemäss Kasten (2003: 44) kann davon gesprochen werden, dass die zweieinhalbjährige Biographin die Geburt der Schwester als eine sogenannte Entthronung erfährt. Die Entthronungserfahrung wird als eine wesentliche Ursache für die Geschwister rivalität gesehen, da das erstgeborene Kind nicht mehr im Mittelpunkt der elterlichen Aufmerksamkeit steht. Welche Lesart hier letztlich zutrifft, muss offenbleiben. Eine naheliegende Erklärung für das Ausklammern der Geburt ihrer jüngeren Schwester könnte allerdings sein, dass Geschwisterkonflikte bzw. eine distanzierte Beziehung zu ihrer Schwester vorliegen.

3 Seeg (2000: 74-75) verweist allerdings darauf, dass nicht alleine von der geschwisterlichen Rangordnung abgeleitet werden kann, ob eine Person später eine Führungsposition anstrebt und erlangt. Seeg führt weiter aus: „Die familiäre und soziale Herkunft sowie der Rang in der Geschwisterreihenfolge sind Faktoren, die durch Erfahrungen in der Kindheit Einfluss auf das spätere Leben und auf eine mögliche Karriere haben können. Diese Erfahrungen spiegeln sich meistens im Selbstkonzept, in den Eigenschaften und Verhaltensweisen einer Person sowie im Umgang mit Aufgaben und Problemen im Erwachsenenalter wider“ (2000: 75).

Nach der kurzen Selbsteinführung wechselt die Biographin in ihrer Erzählung von ihrer eigenen Perspektive zur Perspektive ihrer Eltern. Die Eltern werden zuerst mit ihrer Herkunft und anschliessend mit einer präzisen Altersangabe eingeführt. Mit der Formulierung „Sie sind beide Mexikaner“ scheint sie sich nicht deutlich mit dem elterlichen Herkunftsland zu identifizieren, denn „Mexikaner“ wird den Eltern zugeschrieben. Die Aussage „sie waren beide jung als sie mich bekamen“ vermittelt den Eindruck, dass ihre Eltern zum damaligen Zeitpunkt noch kein Kind geplant hatten und ihre Geburt möglicherweise grössere Veränderungen in ihrem Leben bewirkte. Dies ist im Hinblick darauf zu erwähnen, dass beide Elternteile in den USA ursprünglich berufstätig sein wollten. Leonor Castro thematisiert bereits im vierten Satz die geschlechterspezifische Arbeitsteilung ihrer Eltern nach ihrer Geburt, wobei ihre Mutter ihre Karrierepläne zugunsten der Kindererziehung aufgibt, wie sie später erzählen wird. Dieser Aspekt ist in der Lebensgeschichte der Biographin relevant. Leonor Castro deutet schon hier an, was sich im weiteren Interviewverlauf bestätigt, nämlich, dass sie sich bewusst dazu entscheidet, keine Kinder zu bekommen, um ihren beruflichen Ambitionen nachgehen zu können.

Die Biographieträgerin beschreibt ihre Eltern eher formal, mit einer ‚Statusdefinition‘: „Sie hatten beide doktoriert“. Der Hinweis auf den akademischen Hintergrund der Eltern könnte die Relevanz von Bildung in ihrer Familie verdeutlichen. Von der Beziehung zu den Eltern berichtet sie hier nichts. Sie detailliert auch nicht den familiären Hintergrund oder die Studienrichtung der Eltern. Leonor Castro geht anschliessend wieder in die eigene Erzählperspektive über und erwähnt ihre Geburt wie eine Nebensächlichkeit: „Und so bin ich dann geboren“. Es hat den Anschein, als messe sie ihrem Leben selber keine allzu grosse Bedeutung bei. Diese Beiläufigkeit lässt eine fehlende Wertschätzung ihrer Person und eine empfundene Wertlosigkeit ihres Lebens anklingen. An späterer Stelle des Interviews wird dies an Bedeutung gewinnen.

Die nicht explizite Erwähnung, in den USA geboren zu sein, könnte als ein Indiz auf eine fehlende Verbundenheit mit dem Geburtsland gedeutet werden. Die Biographin positioniert sich in der Selbstpräsentation weder als Mexikanerin noch als US-Staatsbürgerin. Wir erfahren in der Eingangserzählung zudem nichts darüber, wann und wo genau sie in den USA geboren wurde und wie sie ihre ersten Jahre dort erlebt hat. Ich vermute, dass Leonor Castro nichts über ihr Geburtsjahr und ihren Geburtsort sagt, weil wir uns persönlich kennen. Es wäre denkbar, dass sie davon ausgeht, ich wisse über diese Angaben bereits Bescheid und daher diese Informationen auslässt. Einen weiteren Grund für die fehlenden Ausführungen zu ihren Kindheits Erfahrungen in den USA sehe ich darin, dass sie in ihrer biographischen Selbstpräsentation andere Akzente setzt und Themen hervorheben will, die ihr lebensgeschichtlich relevanter erscheinen. Die Eingangserzählung beendet sie, indem sie zunächst die Perspektive des Vaters und anschliessend diejenige der Mutter einnimmt.

Erst im Nachfrageteil erfahren wir mehr über ihren familiären Hintergrund. Die Eltern von Leonor Castro stammen aus einer Stadt, die im westlichen Hochland Zentralmexikos liegt. Sie kennen sich seit ihrer Kindheit. Geheiratet haben die Eltern in den USA. Sie erzählt, dass ihr Vater (Jahrgang 1942) heute ein renommierter Mathematik-Professor ist. Die Mutter (Jahrgang 1947), promovierte Historikerin, weist ein ausgeprägtes soziales Engagement für sozial Benachteiligte und für die Menschenrechte indigener Völker Mexikos auf. Der Grossvater väterlicherseits war ein angesehener Arzt in der knapp 250 km von der Hauptstadt entfernten Stadt, nach dem „sogar

ein Krankenhaus benannt wurde“, wie Leonor Castro stolz konstatiert. Die Mutter stammt aus einer wohlhabenden und einflussreichen Familie, die aus der gleichen Grossstadt wie ihr Mann kommt. Sie ist eine Angehörige der „High Society Mexikos“, wie die Biographin die Zugehörigkeit ihrer Mutter zur mexikanischen Oberschicht selber bezeichnet. Die Grosseltern mütterlicherseits waren in unterschiedlichen Bereichen wirtschaftlich erfolgreich u.a. als Familienunternehmen in der Bierbrauerei.

Schulzeit in Mexiko und England

Die Biographin erzählt weiter, dass im Jahr 1976 ihre Eltern auf Wunsch der Mutter zusammen mit den Kindern, sie war damals fünf und ihre Schwester zweieinhalb Jahre alt, zurück nach Mexiko kehrten und in die mexikanische Hauptstadt zogen. Sie rekonstruiert damit ihre Familiengeschichte in ihrer Erzählung als eine Geschichte der Migration und Remigration. Leonor Castro berichtet weiter, dass ihre Eltern zunächst in der Hauptstadt Mexikos eine Wohnung gemietet hatten. Hausangestellte kochten, putzten und unterstützten ihre Mutter auch in der Kindererziehung. Obwohl ihre Eltern zum damaligen Zeitpunkt noch kein Erbe angetreten hatten und mit nur einem Einkommen auf das Geld achten mussten, wurde sie dennoch auf eine amerikanische Privatschule geschickt, um weiterhin Englisch als Zweitsprache beizubehalten. Leonor Castro schildert nachfolgend ihre Kindheit vor der Folie ihrer herausragenden schulischen Leistungen. Damit führt sie das Lernen und die Schulerfolge als biographisch relevantes Thema ein:

„Ich beschäftigte mich als Kind viel mit mir alleine. Ich habe mir selber lesen und schreiben beigebracht. Ja, ich war vielleicht drei Jahre alt. Als ich dann in die Schule kam, konnte ich bereits lesen und schreiben. Und meine Mutter meinte, dass ich bereits im Alter von neun Monaten Worte sprechen konnte, was nicht ganz normal ist (...). Mit meiner Schwester hatte ich während der Kindheit viele Probleme, denn sie war ein ganz normales Kind, das mit mir spielen wollte. Das hat genervt, denn ich wollte immer nur lesen oder malen oder (...) einfach zuhause bleiben. Ich hatte gar keine Freude rauszugehen oder mit vielen Kindern zusammen zu sein. Und in der Schule war mir langweilig, weil ich immer die Beste war. Es war einfach keine (...), keine Herausforderung für mich.“

In dieser Passage zeichnet Leonor Castro von sich selber das Bild eines introvertierten und lernbegierigen Kindes. Ihre Selbstwahrnehmung als einer „Einzelgängerin“ wird hier sehr deutlich. Besonders interessant erscheint mir, wie sich die Biographin in ihrer lebensgeschichtlichen Haupte Erzählung als lerneifriges Kleinkind darstellt, das sich aus eigenem Antrieb das Lesen und Schreiben beibringt und aus einer intrinsischen Motivation heraus gerne lernt. Das Erwähnen ihrer frühen Lernfähigkeit und Tüchtigkeit zeigt die hohe Relevanz, die Leonor Castro diesem Thema in ihrem Leben zuweist. Die Erzählerin setzt dabei das Lesen und Schreiben im Kleinkindalter mit der Konnotation von Leistung gleich. Damit leitet sie ihre zukünftigen Schul- und Bildungserfolge gleich zu Beginn des Interviews ein. Ihr wissensdurstiges Verhalten als „nicht ganz normal“ zu charakterisieren drückt aus, dass die Erzählerin sich als Kind „anders“ oder „besonders“ wahrnimmt. Die eigene Person wird in dieser Selbstbeschreibung aufgrund ihrer frühkindlichen Lernbegabung als positiv dargestellt, womit sie auch eine Distinktion zwischen sich selbst und gleichaltrigen Kindern vornimmt. Gleichzeitig verweist sie auf erste Differenzenerfahrungen bereits in der vor-

schulischen Kindheit. Diese Erfahrung führt sie auf ihren selbstgewählten Rückzug zurück sowie auf das fehlende Interesse an einer Interaktion mit ihrer Schwester und anderen Gleichaltrigen. Die Aussage „sie war ein ganz normales Kind“ verdeutlicht, wie Leonor Castro eine Kontrastierung zu ihrer Schwester vornimmt. So entwirft die Biographin ihr Selbstbild aus der Abgrenzung zu anderen. Der Vergleich mit ihrer jüngeren Schwester ermöglicht ihr erneut, sich als etwas Besonderes zu präsentieren. Als Basis liesse sich der Wunsch herauskristallisieren, sich von anderen abzuheben und sich in seiner Einzigartigkeit zu zeigen. Der Hinweis, nicht mit ihrer Schwester spielen zu wollen, eine typische Kinderaktivität, deutet an, dass sie relativ zurückgezogen aufwächst. Ob ihre Differenzenerfahrungen mit dem Umstand in Zusammenhang gebracht werden könnte, dass sie als Fünfjährige aus den USA nach Mexiko zog und nach der Einschulung in der mexikanischen Hauptstadt von ihren SchulkameradInnen als „nicht dazugehörend“ behandelt wurde, bleibt in der Erzählung unklar. Anschliessend schildert Leonor Castro erneut ihre Begabung und spricht über den Leistungsaspekt an der Grundschule. Sie beschreibt die Schulzeit als langweilig, da sie sich unterfordert fühlte. Sie verweist auf ihre Schulleistungen, die im obersten Bereich angesiedelt waren. Bemerkenswert ist, dass Leonor Castro nicht nur ihre Leistungsfähigkeit thematisiert, sondern auch ihre Position als „beste Schülerin“ hervorhebt, die für ihr gesamtes Leben prägend ist. Der Wunsch nach Leistungsexzellenz bleibt bis ins Erwachsenenalter bestehen, wie wir sehen werden. Von der Beziehung zu ihren Eltern oder von positiven Erfahrungen in der Kindheit berichtet die Biographieträgerin nichts.

Erste Auslandserfahrungen in Europa

Als der Vater Leonor Castros eine Forschungsstelle an einer Universität in London angeboten bekam, die auf ein Jahr befristet war, zog die Familie im Jahr 1984 nach England. Der Übergang von einer amerikanischen in eine englische Schule als 12-Jährige gestaltete sich als leicht, da Leonor Castro Englisch als zweite Muttersprache hatte und sie diese daher sehr gut beherrschte. Sie erzählt, dass sie sich auf die schulische Herausforderung freute, die mit einem Wechsel des Schulsystems einherging. Die arbeitsbedingte Entscheidung der Eltern, mit der ganzen Familie ein einjähriges Auslandsjahr in England zu verbringen, bewertet Leonor Castro als „eines der besten Jahre meines Lebens. Da habe ich Freunde gemacht.“ Interessant ist ihre positive Wertung des zeitlich begrenzten Aufenthalts in London auch deshalb, weil der Schulwechsel – im Gegensatz zu meiner Erwartung – nicht mit einem Gefühl des Herausgerissenwerdens aus sozialen Kontexten einherging oder sie die Unterbrechung des Schulverlaufes in Mexiko-Stadt beklagt. Vielmehr betont sie, dass sie sich zum ersten Mal in der Schule wohlfühlte.

Während dieses einjährigen Auslandsaufenthaltes unternahm sie zusammen mit ihrer Familie zahlreiche Reisen innerhalb Europas, unter anderem auch in die Schweiz. Schon als Teenagerin entwickelte sie eine Vorliebe für andere Länder und den Wunsch, eines Tages ins Ausland zu gehen. Die Auslandserfahrungen während ihrer Schulzeit sind für die Biographin prägend:

„Wir sind durch Europa gereist. Ich habe so eine andere Welt gesehen, die mich wirklich sehr begeistert hat. Es war einfach wie ein Paradies für mich. Ich habe gedacht: ‚Okay, das Leben hat einen Sinn.‘“

Leonor Castro bewertet das Reisen als das Eintauchen in eine „andere Welt“. Mit der Formulierung „das Leben hat einen Sinn“ wählt die Erzählerin starke Worte. Die Biographin beschreibt sich hier zum ersten Mal als eine glückliche Adoleszentin, die Lust auf Leben hat.

Differenzerfahrungen und erlebtes Anderssein während der Schulzeit

1985 kehrte Leonor Castro mit ihrer Familie wieder nach Mexiko zurück, wo sie in ein gemietetes Haus einzogen. Mit der Feststellung „Wir sind oft umgezogen“ weist sie auf eine von Mobilität geprägte Kindheit, und zwar innerhalb wie ausserhalb ihres Herkunftslandes. Nach ihrer Rückkehr in die Mexikanische Hauptstadt war die knapp 14-jährige Biographin sehr besorgt, dass sie aufgrund des erneuten Wechsels des Schulsystems zurückgestuft werden könnte. Dadurch hätte sie das Schuljahr wiederholen müssen und wäre nicht mehr auf der gleichen Stufe wie ihre gleichaltrigen MitschülerInnen gewesen. Diese Befürchtung erwies sich als unbegründet. Ihre Erleichterung war gross. Sie wurde in ein amerikanisches Privatgymnasium ihrem Alter entsprechend eingestuft, ohne das Schuljahr wiederholen zu müssen. Allerdings veranschaulicht die Möglichkeit einer Klassenwiederholung deutlich ihre Angst vor subjektiv erlebten (Schul-)Misserfolgen und (schul-)biographischem Versagen. Im weiteren Verlauf des Interviews erzählt sie, dass sie keine positiven Erinnerungen an die Gymnasialzeit habe. Sie konstruiert den Schulwechsel auf die gymnasiale Oberstufe in Mexiko-Stadt als schulische Leidenserfahrungen, die in Kontrast zum Erfolgserlebnis in London gesetzt werden. In dieser Zeit am Gymnasium schichtet sich ein Verlaufskurvenpotential auf. Die Grundlage ist eine biographische Verletzungsdisposition, um mit Schütze (2006: 215) zu sprechen, die entsteht, als sie in der neuen Schulklasse erste einschneidende Differenzerfahrungen macht, die das eigene Selbstbild prägen:

„Ich kam mit einem englischen Rock in die neue Schule und sprach richtig gut British English, während die Anderen American English sprachen. Wir hatten dann Englische Literatur und man musste vorlesen, ich erinnere mich immer noch genau, es war Antigone, und dann musste man vor etwa 25 Studenten laut vorlesen und als ich angefangen habe zu lesen, haben alle angefangen zu lachen. Auch die Lehrerin. Und ich wusste wirklich nicht (...), sicherlich, ich hatte den englischen Akzent angenommen, aber dass der so lächerlich war, das konnte ich nicht glauben. In diesem Gymnasium befanden sich die reichsten Schüler Mexikos, die alle Chauffeure hatten und die schönsten Kleider trugen. Man trug keine Uniform mehr im Gegensatz zur Primarschule und der Schule in England. Zum ersten Mal spielte Mode, welche Marken man anzog etc., eine grosse Rolle. Und dann auch (...), sie waren wilder als ich und sie feierten schon alle und ich hatte da noch keine Ahnung, was los war (...). Ich hatte keine Freundinnen. Es gab damals viele Schulpartys für 15-Jährige. In Mexiko wird man in diesem Alter zu diesen Partys eingeladen und man tanzt zusammen. Und irgendwie (...), vielleicht, weil ich nicht von Anfang an in der Klasse dabei war oder, weil sie mich nicht gut kannten oder weil ich vielleicht anders war (...), einige Mädchen hatten auch schon Sex gehabt, haben die Jungs dann die Mädels zum Tanzen eingeladen und ich (...), ich konnte Stunden lang auf diesen Partys verbringen und niemand hat mich gesehen. Niemand. Und dann (...) die Geschichte mit meinem mittleren Namen, das war immer ein riesiges Problem für mich. Ich habe noch zusätzlich einen Mexikanischen Namen, ich hasse ihn, es ist ein un-

aussprechbarer Name. Ich habe so einen aztekischen Namen, Itzel⁴, weil meine Mutter eine grosse Liebhaberin der mexikanischen Kultur ist und sie dachte, der Name einer Göttin wäre super für ihre Tochter, aber für mich war es die Hölle. Wegen meinem Namen haben sie mir dann schlimme Sachen gesagt. Ich wurde als Indigene beschimpft und in der Schule wurde ich deswegen so richtig gemobbt. Ja, ich habe indigene Vorfahren und (...) ich fühlte mich auf der amerikanischen Privatschule nicht willkommen geheissen, einfach nicht dazugehörig. Auf diesem Gymnasium gingen viel reichere Kinder als ich es war. In Mexiko findet nicht so sehr eine Diskriminierung wegen der Hautfarbe statt, sondern wegen dem Geld, also der Klasse. Eigentlich war es blöd, weil die waren alles blöde ‚new riches‘, oder? Ich (...), wenn man sieht, wer meine Familie ist, ich hätte damals nichts zu fürchten gehabt, aber ich war so (...), keine Ahnung (...), unsicher. Und es war auch so eine Katastrophe für mich, weil ich unbedingt Cheerleader in dieser Schule sein wollte und sie haben mich abgelehnt, weil ich nicht genug sexy oder nicht genug (...), was weiss ich. Sie lehnten mich ab, obwohl ich total beweglich war, ich machte damals Ballett. Und da hat die erste depressive Phase angefangen, weil (...) ich war nur am Weinen und blieb zuhause (...). Da habe ich angefangen in die Kirche zu gehen, um ein bisschen Hilfe zu bekommen. Ich zog mich zurück und konzentrierte mich auf das Lernen. Ich hatte mich darauf fixiert, nicht nur die Beste zu sein, sondern auch die besten Noten in allen Fächern zu bekommen.“

Dieses lange und evaluierende Zitat zeichnet sich dadurch aus, dass sich die Biographin sehr detailliert an schwierige Schulsituationen erinnert und zurückliegende Erlebnisse ihrer adoleszenten Lebenswelt mit „ich erinnere mich immer noch genau“ einführt. Leonor Castro schildert, dass sie sich nicht nur durch ihre neuen KlassenkameradInnen, sondern auch durch die Lehrerin blossgestellt und gedemütigt fühlt. Sie analysiert die Erfahrung von Blossstellen und Demütigen unter dem Gesichtspunkt, dass sie sich von ihren MitschülerInnen distinguert. Die Erfahrung von verweigerter Zugehörigkeit zur Schulklasse führt sie zunächst auf ihren englischen Akzent beim Sprechen, auf die sich differenzierenden Verhaltensweisen der Jugendlichen sowie auf ihre Unerfahrenheit mit dem anderen Geschlecht zurück. Interessant ist hier, dass sie erneut eine Distinktionsperspektive einnimmt. Die Biographin positioniert sich selbst als Mensch, der „anders“ ist, um sich den fehlenden Anschluss zu ihren SchulkameradInnen zu erklären. Die Rekonstruktion ihrer „Andersartigkeit“ und der kontrastierenden Erfahrungen scheinen für Leonor Castros biographische Selbstdarstellung bedeutsam zu sein. Diese Textpassage lässt erahnen, wie alleine sich Leonor Castro zum damaligen Zeitpunkt im Teenageralter gefühlt haben muss. Ihre Aussenseiterposition gegenüber ihren MitschülerInnen beschreibt sie als belastend. Sie erzählt, wie unscheinbar sie sich bei diesen Schulfesten fühlte, auch weil sie nicht von den Jungen zum Tanzen aufgefordert wurde. Als Heranwachsende erlebt sie den Beginn gegenseitlicher Kontaktaufnahmen als eine kränkende Erfahrung. Ich gehe davon aus, dass die Zurückweisungen der Schulkollegen sich stark auf das Selbstbewusstsein und die Selbstsicherheit der Adoleszentin auswirkten. Leonor Castros Unsicherheit ist nicht nur in der Selbstbeschreibung („unsicher“) formuliert, sondern auch auf der Textebene sind in dieser Passage zahlreiche verbale und nonverbale Kennzeichen der

4 Der mittlere Name wurde ebenfalls maskiert, um keine Rückschlüsse auf die Biographin zu ermöglichen.

Unsicherheit, wie etwa „vielleicht“ und „irgendwie“ sowie in Form von Pausen identifizierbar.

Erst im weiteren Verlauf ihrer Ausführungen begründet Leonor Castro die in der Schule erfahrene Geringschätzung und fehlende Zugehörigkeit im Kontext struktureller Diskriminierungen und sozioökonomischer Rahmenbedingungen. Sie scheint im Alter von 15 Jahren durch die Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen überfordert zu sein. In diesem Zusammenhang spricht die Biographin zum ersten Mal vom Erleben „depressiver Phasen“ als Jugendliche. Es fällt auf, dass die Depressionserfahrung nicht als ein hervorgehobenes Ereignis dargestellt und narrativ ausgestaltet, sondern nur kurz erwähnt wird. Die Worte „Hölle“ und „Katastrophe“ weisen auf ihr Gefühl hin, wie unerträglich die Situation in der Schule für sie damals war. Auf dem Privatschulgymnasium ist sie mit Erfahrungen des Ausgeschlossenseins als Aussenseiterin und Einzelgängerin konfrontiert. Am Beispiel ihres mittleren Namens verdeutlicht Leonor Castro, wie ihr in der Schule eine ethnische Zugehörigkeit zugeschrieben wird, die abwertendes und stigmatisierendes Verhalten zur Folge hat. Aus der Erzählung geht hervor, dass sich die Biographin aber nicht als Angehörige eines indigenen Volkes fühlt, sondern als Mexikanerin, die aus nostalgischen Gründen einen indigenen zweiten Vornamen bekommen hat und die – wie sich wahrscheinlich später herausstellte – auch tatsächlich einen Bezug zu einer indigenen Bevölkerungsgruppe hatte. Genaueres kann zu ihren indigenen Vorfahren an dieser Stelle nicht gesagt werden, da sie hier keine weiteren Ausführungen macht. In Lateinamerika sind indigene Völker allerdings immer noch weitgehend von rassistischer Diskriminierung sowie von politischer, ökonomischer, sozialer und kultureller Marginalisierung betroffen. Die Biographin macht somit bereits in Mexiko negative Erfahrungen aufgrund von Fremdzuschreibungen. Dazu kommen Ausschlusserfahrungen aufgrund ihres englischen Akzents sowie des Umstandes, dass ihre Familie im Vergleich zu ihren SchulkollegInnen – zum damaligen Zeitpunkt – über weniger ökonomisches Kapital verfügt. In diesem Zusammenhang wird das äussere Erscheinungsbild auf der Privatschule, in der das Tragen von Schuluniformen keine Vorschrift mehr ist, bedeutend. Die Alltagskleider der GymnasiastInnen verdeckten und nivellierten nicht mehr sichtbare Unterschiede, sondern die Kleidung diente als weiteres Distinktionskriterium, das Aufschluss über den Status der SchülerInnen gab. Wie Leonor Castros Worte deutlich machen, stellen die schmerzhaften Erfahrungen während der Adoleszenz ein erschütterndes Erlebnis dar. Diese Erfahrungen nahmen eine bedrohliche, fast eine verlaufs-kurvenartige Entwicklung an, die sie allerdings überwinden konnte. Als Strategie im Umgang mit ihren Gefühlen der Niedergeschlagenheit und des Ausgeschlossenseins, wählt sie die Hinwendung zur katholischen Kirche, um Halt im Glauben zu finden. Die Bildung stellt eine weitere adäquate Bewältigungsstrategie für die Biographin dar, denn sie findet in der Welt der Bücher Zuflucht; möglicherweise, um ihren unangenehmen Gefühlen zu entkommen? Deutlich ist, dass ihre Bildungsaspiration und die schulischen Anstrengungen eine emotionale Dimension aufweisen.

Leonor Castros Gymnasialzeit ist durch ein Streben nach Exzellenz sowie eine starke Leistungsmotivation charakterisiert. Der letzte Satz der Passage macht die fixe Idee von perfekter Leistung bei der Biographin sichtbar. Ihr eigener hoher Leistungs- und Perfektionsanspruch an sich selbst legt die Vermutung nahe, dass sie ihre Schulleistung mit ihrem Selbstwert gleichsetzt. Dadurch versucht sie, auf das Nicht-Dazugehören zu reagieren sowie mit Minderwertigkeitsgefühlen umzugehen, ausgelöst

durch den Vergleich mit ihren wohlhabenderen MitschülerInnen. Leonor Castros Darstellung zeigt, dass sie die bewusste Erfahrung von Demütigung und Blossstellung in Ansporn für eine höhere Anstrengungsbereitschaft umwandelt. Ihre Aussage lese ich als Indiz dafür, dass sie nur, wenn sie eine ausserordentliche und vollkommene Leistung erbringt, das Gefühl entwickeln kann, liebenswert oder überhaupt etwas wert zu sein. Mit anderen Worten fungiert ihr Bedürfnis nach Anerkennung und Liebe als Antrieb für ihren Ehrgeiz. Eine weitere Interpretation wäre, dass sie durch ihr Leistungsstreben eine Selbstunsicherheit zu kompensieren versucht. In ihrer Familie herrscht eine positive Bildungseinstellung, denn schon die Grosseltern mütterlicher- und väterlicherseits weisen eine akademische Ausbildung auf. Es scheint, als habe sie früh die familiären Vorstellungen, in denen Bildung einen hohen Stellenwert einnimmt, übernommen und daher unbewusst eine hohe Leistungsorientierung verinnerlicht sowie die Angst zu versagen. Ob die Biographin sich selber unter Druck setzte, da ihre Eltern erfolgreich waren, oder die Eltern Druck auf sie ausübten, ist an diesem Punkt der Erzählung nicht ersichtlich. Eindeutig ist, dass Leistungsdruck vorhanden ist. Der Wunsch nach Erfolg und Anerkennung scheint indes zum roten Faden in Leonor Castros Leben zu werden.

Depressionserkrankung in Mexiko

In dieser Lebensphase der Gymnasialzeit verdichteten sich Leonor Castros psychische Probleme, die allerdings von ihren Eltern nicht wahrgenommen wurden. Die mit der Pubertät einhergehende Verunsicherung, die Erfahrungen von Ausgrenzung und Gehänseltwerden durch Gleichaltrige sowie das fehlende Verständnis durch die Eltern trugen dazu bei, dass sich Leonor Castros psychische Verfassung verschlechterte. In der retrospektiven Erzählung darüber, wie die Biographin im Alter von 15 Jahren mit einer Depressionserkrankung umging, berichtet sie mit wenig Emotion in der Stimme: „Damals wusste man nicht, was ich hatte. Ich galt einfach nur als ein dramatisches Kind oder als eine problematische Person oder weiss Gott was“. In der Verwendung von „damals“ äussert Leonor Castro einen Unterschied zwischen der Gegenwarts- und der Vergangenheitsperspektive. Heute kann sie die psychische Erkrankung benennen. Sie befindet sich nicht mehr in einer Ungewissheit. Erst als sie zum Hausarzt ging, stellte er ihr die Diagnose Depression. Der behandelnde Hausarzt überwies sie anschliessend zu einem Psychiater, der ihr ebenfalls eine leichte Depression diagnostizierte. Das Erleben einer psychischen Erkrankung im Jugendalter präsentiert die Biographin in einer kurzen und gerafften Form. Während Leonor Castros eigene Reaktion auf die Diagnose unerwähnt bleibt, nimmt die elterliche Reaktion als unmittelbarer Gegensatz dazu breiten Raum in der autobiographischen Narration ein. Das ist auffallend. Die Biographin erinnert sich genau an die Situation, als die Diagnose Depression zuhause in ihrer Familie besprochen wurde. Ihre Mutter nachahmend, erzählt sie:

„Meine Mutter sagte: ‚Das stimmt nicht, der Arzt lügt. In unserer Familie ist niemand krank. Hier braucht man keinen Psychiater. Bei uns läuft alles gut. Wir sind alle glücklich.‘ Und dann sagten sie: ‚Ich bin einfach kompliziert. Ich bin nie glücklich mit dem, was ich habe. Ich erwarte zuviel vom Leben. Meine Erwartungen sind zu hoch und das macht mich unglücklich. Das Leben ist schön wie es ist. Ich soll mich damit abfinden, mit dem was wir haben.‘ Und sie sagten auch, ich sei egoistisch, weil ich weine, obwohl ich doch gesund und so hübsch sei und alles habe.“

Dieser Textausschnitt ist aufschlussreich, weil er die sozialen Aspekte einer Depression deutlich macht. Die Biographin nimmt zunächst die Erzählperspektive der Mutter ein, anschliessend wechselt sie in die Perspektive beider Elternteile. Hier erscheint die Mutter als harte und kühle Frau. Daran lässt sich erkennen, wie die Biographin die Beziehung zu ihrer Mutter damals erlebte. Aus der Erzählung geht hervor, dass Leonor Castros Erkrankung an einer Depression nicht nur sie betrifft, sondern sich auch auf ihre Eltern bzw. die ganze Familie auswirkt. In der Reaktion der Eltern wird einerseits Besorgnis sichtbar. Insbesondere die Mutter lehnt die ärztliche Diagnose stark ab. Sie scheint diese als Bedrohung wahrzunehmen, die bei ihr offenbar Ängste auslöst, was von einer Überforderung zeugt. Man kann vermuten, dass sich die Mutter in diesem Moment der Diagnose gegenüber hilflos fühlt und daher mit Unverständnis reagiert. Möglicherweise spielt hier Unwissenheit über das Krankheitsbild Depression eine Rolle. Die Formulierung „das stimmt nicht, der Arzt lügt“ macht ihre Meinung deutlich, dass die Tochter nicht krank sein kann und illustriert dabei klar ihre Zweifel an der Diagnose. Mittels Verleugnung – „in unserer Familie ist niemand krank“ – versucht die Mutter offenbar die Bedrohung durch die Diagnose zu negieren. Eine Depression stellt nach wie vor eine weltweit stark stigmatisierte Krankheit dar. Das Bekanntwerden der psychischen Krankheit ist innerhalb des Stigma-Kontextes nicht nur für die betroffene Person, sondern auch für Familienangehörige eine äusserst schwierige und anstrengende Erfahrung. Das Enthüllen einer psychischen Erkrankung kann mit enormen Ängsten vor gesellschaftlicher und familiärer Ausgrenzung verbunden sein. Die Angst wird durch Verleugnung abgewehrt. Das Verleugnen bzw. Verdrängen der Depression dient hier folglich als Schutz vor möglichen Benachteiligungen.

Andererseits scheint der Depressionserkrankung auch eine Art Tabu anzuhaften, das eine Auseinandersetzung mit Leonor Castros psychischer Erkrankung kaum möglich macht. Deutlich ist, dass in der Familie vermieden wird, offen über Depressionen zu reden. Wie oben schon erwähnt sieht die Mutter die Depressionserkrankung der Tochter als Bedrohung für die Familie, wie auch die Aussagen „bei uns läuft alles gut“ und „wir sind alle glücklich“ zeigen. Es bleibt unklar, ob die Mutter eine Stigmatisierung der erkrankten Tochter befürchtet oder sich um ungünstige Folgen für das soziale Ansehen der Familie sorgt.

Die Mutter zeigt in der Erzählung erkennbar grössere Probleme im Umgang mit der Depression ihrer Tochter als der Vater. Sie kann den verschlechterten psychischen Gesundheitszustand der Tochter nicht annehmen und bagatellisiert diesen auch. Es stellt sich die Frage, ob die Mutter Schuldgefühle hat. Um den Zustand der Tochter zu erklären, zieht die Mutter Aspekte heran, die in erster Linie die individuelle Ebene der Biographin umfassen. Sie verweist darauf, dass ihre Tochter alles hat, um glücklich und gesund zu sein. Dabei versteht sie die Depression ihrer Tochter nicht als Krankheit, sondern als Zeichen der Undankbarkeit. Sie erklärt sich das Verhalten der Tochter als Ausdruck fehlender Selbstdisziplin und Wertschätzung für ihr Leben. Dadurch wird impliziert, dass Leonor Castro etwas falsch gemacht hat, sie die Schuld für ihre psychische Erkrankung zugewiesen bekommt.

Leonor Castros detaillierte Erinnerungen an die emotionale Verhaltensweise der Eltern nach der Diagnose sind auffallend. Diese kontrastieren das Dethematisieren des eigenen Empfindens nach der Depressionsdiagnose. Den Eltern gelingt es offensichtlich nicht, auf die Gefühle, Unsicherheiten und Ängste, die möglicherweise die Diagnose bei der Tochter ausgelöst haben, einzugehen und diese durch familiären

Halt, Geborgenheit und Zuspruch etwas abzufedern. Sie verwehren der Tochter emotionale Unterstützung. Es ist anzunehmen, dass die Reaktionen der Eltern auf die diagnostizierte Depression Leonor Castro zusätzlich belasten. Für die Biographin heisst das, dass sie sich über die Depression hinaus auch mit familiären und möglicherweise sozialen Schwierigkeiten auseinandersetzen muss. Vermutlich erklären die fehlende empathische Resonanz und mangelnde Zuwendung die emotionale Ambivalenz Leonor Castros ihrer Mutter gegenüber. Im weiteren Verlauf werden wir sehen, dass die Tochter das Gefühl hat, nicht liebenswert zu sein und dieses Gefühl der Mutter-Tochter-Beziehung zugrunde liegt.

Im Nachfrageteil erzählt die Biographin, dass sie bei ihrem Hausarzt Informationen über Behandlungsmöglichkeiten der Depression erhielt. Leonor Castro entschied sich in dieser Phase der Erkrankung, psychotherapeutische Hilfe bei einem Psychiater in der Hauptstadt in Anspruch zu nehmen. Inwieweit ihre Eltern sie in diesem Prozess unterstützten, ist nicht bekannt, hierzu führt sie nichts weiter aus. Im weiteren Verlauf kam es zur Stabilisierung ihres psychischen Zustands. Die Vermutung liegt nahe, dass das Abklingen der leichten Depression auf die psychotherapeutische Behandlung zurückzuführen ist.

Wechsel auf eine katholische Schule

Aufgrund der negativen Erfahrungen im amerikanischen Privatschulsystem, wechselte Leonor Castro auf Ratschlag ihrer Tante, einer Psychologin, im Alter von 16 Jahren auf eine öffentliche Schule. Sie besuchte in Mexiko-Stadt eine katholische Schule, um neue Freundschaften zu schliessen und wieder mehr Leichtigkeit in ihr Leben zu bringen. Hier die richtige Entscheidung getroffen zu haben, wurde dadurch bestätigt, dass Leonor Castro in der neuen Schulklasse schnell Anschluss fand, zahlreiche Freundschaften schloss und beliebt war. Ihr Bedürfnis nach Anerkennung und Zugehörigkeit erfüllte sich hier.

In der Folge beschreibt die Biographin die Zeit nach dem Wechsel ins katholische Gymnasium so:

„Danach hat sich mein Leben geändert. Ich wollte Nonne werden oder ökumenisches Kirchenrecht studieren. Aber dann hat mir einmal eine Nonne gesagt, dass ich mit dem Gehorsam (...), also, das wäre nicht mein Ding, weil ich eine echte Rebellin bin. Na ja (...), da ging es bei mir richtig los. Ich habe angefangen Boyfriends zu haben, aber ich war zu katholisch, um etwas zu machen. Und dann, ja, habe ich auch angefangen mich zu besaufen, weil es so langweilig für mich war. Ich erhielt immer wieder die besten Noten, ich musste nichts tun, um so gut zu sein.“

Der Schulwechsel stellt aus der Perspektive der Biographin einen Wendepunkt dar. Leonor Castro erscheint in ihrer biographischen Erzählung als eigenwillige und unangepasste Schülerin, was für eine Heranwachsende zunächst nicht aussergewöhnlich ist. Ihre grundlegende Veränderung während dieser Zeit bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Rebellin“ und deutet so auf eine Oppositionshaltung gegenüber Regeln und Erwartungen hin. Ihr oppositionelles Trotzverhalten, das in Kontrast zur vorherigen Selbstbeschreibung einer eher strebsamen und zurückhaltenden Schülerin steht, scheint sich nicht nur gegen die Vorschriften der religiös-konservativen Schule zu richten, sondern auch gegen ihre Eltern. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie zu ihrer

Mutter ein weitgehend distanziertes Verhältnis, der Vater hingegen war ihre emotionale Bezugsperson, aber aufgrund seiner Berufstätigkeit selten zuhause, wie sie an anderer Stelle erzählt.

Die Formulierung „da ging es bei mir richtig los“ zeigt an, dass sich nach dem Schulwechsel auf die katholische Schule ihr Verhalten deutlich änderte. In diesem neuen Handlungskontext machte sie als Jugendliche neue Erfahrungen. Sie hatte erste Beziehungen zu Jungen, die auf die gleiche Schule gingen. Sie greift hier erneut das Thema „Sexualität“ auf. Ihre katholisch geprägte Erziehung, in der voreheliche Sexualität als verwerflich zu gelten scheint, hält sie davon ab, sich auf sexuelle Erfahrungen einzulassen. Sie schildert auch in dieser Sequenz, dass die neue Schule sie zu wenig forderte. In diesem Kontext, schulisch unterfordert zu sein, beginnt Leonor Castro mit dem Trinken und markiert damit eine neue Strategie, mit Schwierigkeiten umzugehen. Bis zum Zeitpunkt des ersten Gesprächs behält sie diese Strategie bei. Die Verwendung des abwertenden Verbs „sich besaufen“ beinhaltet zugleich eine Dimension der Scham. Die gewählte starke Ausdrucksform, anstatt einer neutraleren Bezeichnung wie „trinken“, könnte darauf hindeuten, dass sie sich aus heutiger Sicht möglicherweise für ihre Trinkgewohnheiten selbst verurteilt, sich Vorwürfe macht und Schamgefühle entwickelt hat.

Das biographische Projekt des Auslandsstudiums

Leonor Castros Bildungsbiographie nimmt einen zentralen Stellenwert in ihrer biographischen Selbstpräsentation ein. Sie berichtet, dass sie die Matura ohne viel Aufwand mit Auszeichnung abschloss. Nach Beendigung eines biographisch wichtigen Lebensabschnitts war für Leonor Castro von Anfang an klar, dass ein Studium im Ausland ein fester Bestandteil der geplanten Bildungs- und Berufskarriere sein würde. Obwohl sie an mehreren renommierten Universitäten in den USA und in Grossbritannien zum Studium zugelassen wurde, scheiterte ihr Wunsch nach einem Auslandsstudium an der Finanzierung, da sie kein Stipendium zugesprochen bekam. In ihrer Erzählung schildert Leonor Castro, dass ihr die abgelehnten Anträge einer Finanzierung des Studiums zusetzten:

„Ich bekam eine Krise (...). Ich wurde in Harvard und in Oxford akzeptiert, aber das eine ist, wenn dich die Uni annimmt, das andere ist, die Uni zu bezahlen. Wofür lohnt es sich die beste Studentin zu sein, wenn ich dann kein Stipendium erhalte? Ich wollte unbedingt im Ausland studieren.“

Das Segment beginnt mit der Ankündigung einer Krise. Dabei wird mit der Verwendung des Begriffs „Krise“ die Befürchtung veranschaulicht, dass Leonor Castro aufgrund der fehlenden Studienfinanzierung ihre Zukunftswünsche gefährdet sieht. Es ist anzunehmen, dass die hier geschilderte Krise mit ihrem Perfektionsstreben sowie mit der Tatsache, dass sie ihrem eigenen hohen Bildungsanspruch nicht gerecht werden kann, zusammenhängt. Ihr Vorhaben, an einer renommierten ausländischen Universität als Studentin neue Erfahrungen zu sammeln, kann sie nicht wie geplant verwirklichen. Sie muss ihre Auslandsstudienwünsche zurückstellen, weil sich keine Finanzierungsmöglichkeiten eröffnen. Die Auslandsorientierung lässt sich so interpretieren, dass sie für Leonor Castro als Legitimationsressource gegenüber ihren Eltern dient, um sich gleichzeitig von ihnen zu lösen. Zudem scheint ihr Wunsch, ins

Ausland zu gehen, für ihre persönliche Entwicklung eine Triebkraft zu sein, die ihr in dieser Lebensphase eine neue Richtung gibt. Leonor Castros Migrationsprozess setzt also in dieser Lebensphase ein, der mit dem Gedanken „Ich wollte unbedingt im Ausland studieren“ ausgelöst wird.

Ihre Eltern, die sich zu diesem Zeitpunkt ihr erstes eigenes Haus in Mexiko-Stadt gekauft hatten, waren nicht in der Lage, ihr ein teures Auslandsstudium zu finanzieren. Erst an diesem Punkt der Erzählung wird klar, weshalb ihre Eltern sie nicht in ihrem Vorhaben, an einer Eliteuniversität im Ausland zu studieren, finanziell unterstützen konnten. Da sich ihre ökonomischen Ressourcen mit dem Kauf der Immobilie verringert hatten, boten sie ihrer Tochter an, für ihre Studien- und Lebenskosten aufzukommen, wenn sie sich an einer öffentlichen Universität in Mexiko immatrikuliert. Enttäuscht von der Entscheidung der Eltern, wandte sie sich emotional von ihnen ab. Ihre Kränkung wird deutlich, als sie erzählt:

„Meine Eltern sind sehr gute Eltern, aber ein bisschen Hardliners. Ich sagte ihnen: ‚Okay, ich gehe an eine öffentliche Universität, aber ich will kein Geld von euch. Ich suche mir einen Job.‘ Ich wollte einfach nicht, dass sie mich kontrollieren können.“

Besonders auffallend ist im ersten Satz die ambivalente Beschreibung ihrer Eltern: Sie bezeichnet sie als liebevolle und gleichzeitig als kompromisslose Menschen, die eine harte Linie vertreten. Diese Beschreibung reflektiert möglicherweise ihr Verhältnis zu ihnen. Die Biographin inszeniert sich hier als handlungsmächtige Akteurin, die sich den Eltern widersetzt. Mit dem Verzicht, sich von ihren Eltern finanziell unterstützen zu lassen, dokumentiert die Biographin ein starkes Autonomiebestreben und einen ausgeprägten Wunsch nach Verselbständigung sowie Selbstbestimmung. Sie präsentiert sich als aktive Gestalterin ihrer Biographie, die sich durch Selbstbehauptung und Zielstrebigkeit auszeichnet. Gleichzeitig steht Geld aus der Sicht der Biographin für elterliche Kontrolle. Da die Eltern ihr das Studium nicht bezahlten, empfindet Leonor Castro ihnen gegenüber keinerlei Verpflichtungen. Das Gefühl, von der eigenen Mutter in ihren Bildungsbestrebungen nicht gefördert worden zu sein und so ihre Zukunftsvorstellungen umwerfen zu müssen, beschreibt sie wie folgt:

„Meine Mutter hat immer hilfsbedürftige Menschen unterstützt, aber für meinen grossen Wunsch, an einer Universität im Ausland zu studieren, gab es kein Geld.“

Diese Aussage kennzeichnet die problematische Beziehung von Leonor Castro zu ihrer Mutter. In ihrer biographischen Selbstpräsentation wird zunehmend eine ambivalente Haltung gegenüber der Mutter deutlich. Zum einen manifestiert sich diese Ambivalenz in positiven Äusserungen, zum anderen zeigt sie sich in einer vorwurfsvollen Haltung. Die Biographieträgerin äussert zwar Wertschätzung für das soziale und politische Engagement ihrer Mutter, die als starke Akteurin präsentiert wird. Gleichwohl bemängelt sie eine fehlende Unterstützung seitens der Mutter für ihre eigenen Interessen. Leonor Castro bekundet – so scheint es – keine Sympathie für den Einsatz der Mutter für wohltätige Zwecke. Aus der Darstellungsweise der Biographin geht hervor, dass sie sich gegenüber dem unermüdlichen Engagement der Mutter für Nicht-Privilegierte in ihren Bedürfnissen vernachlässigt fühlt. Mit der Verwendung des Frequentativadverbs „immer“ artikuliert Leonor Castro die subjektiv empfun-

ne Ausschliesslichkeit. Emotional in der Beziehung zu ihrer Mutter verstrickt zu sein, wird hier zwar erkennbar, allerdings bleibt Leonor Castro in der lückenhaften Darstellung vage und widersprüchlich.

Das spannungsreiche Verhältnis zur Mutter spielt eine wesentliche Rolle für die auflehrende Haltung, die Leonor Castro als junge Erwachsene einnimmt, und die zu einer bemerkenswerten Beziehungsdynamik zwischen ihr und ihrer Mutter führt. Aus Leonor Castros Perspektive verfügen die Eltern über das notwendige ökonomische Kapital, um in ihre Ausbildung zu investieren, stattdessen werden ihr als Tochter sozial Benachteiligte vorgezogen, was sie als unfair empfindet. Ihre auslandsorientierte Zukunftsplanung nicht verwirklichen zu können, erlebt die Biographin als demütigend. Hier lässt sich erkennen, dass Leonor Castro die fehlende Bereitschaft der Eltern, für ein Auslandsstudium finanziell aufzukommen, mit mangelnder elterlicher Zuwendung und Liebe in Verbindung bringt.

Studienzeit in Mexiko

Allen Widrigkeiten zum Trotz setzte Leonor Castro alles daran, um ihrem hohen Bildungsanspruch gerecht zu werden. Mit der folgenden Aussage „Also, dann habe ich angefangen Jura zu studieren, einfach so. Ehrlich gesagt, ich habe es mir nicht lange überlegt“ verdeutlicht die Biographin, dass sie bei der Studienwahl weniger von einem konkreten Interesse oder der Identifikation mit einem bestimmten Beruf geleitet ist. Vielmehr steht ein neues Ziel im Zentrum ihrer biographischen Selbstpräsentation: Das Erreichen eines akademischen Titels und einer beruflichen Position, die mit gesellschaftlicher Anerkennung einhergeht. Damit demonstriert sie erneut, auch in Bezug auf die Berufswahl sich eigenständig orientieren zu können. Nachdem Leonor Castro ihre Zukunftsplanung auf ein Studium der Rechtswissenschaften gerichtet hatte, entschied sie sich, an der Nationalen Autonomen Universität von Mexiko in Mexiko-Stadt zu studieren, und damit an der „bekanntesten und wichtigsten Universität Mexikos“, wie sie sagt.

Aus Leonor Castros Erzählung lässt sich erkennen, dass mit dem Beginn des Studiums im Jahr 1990 ein familiärer Ablösungsprozess einsetzte. Obwohl sie zunächst während ihrer Studienzeit nicht von zuhause auszog, da es unüblich war, unverheiratet das Elternhaus zu verlassen, finanzierte sie sich ihr Leben selbstständig, um sich der elterlichen Kontrolle zu entziehen. So stellt die Emanzipation von ihren Eltern für die Biographin eine Strategie dar, um mit ihren negativen Gefühlen umzugehen.

Die bildungsambitionierte Biographin präsentiert sich weiterhin als fleissige und lernbereite Studentin. Sie erzählt aber, dass sie mit den universitären Abläufen unzufrieden war. In diesem Kontext entwickelte sie noch deutlicher den Wunsch nach einem Studium in den USA oder in Europa. Ihr Bildungskapital betrachtet die Biographin als Chance, finanzielle Sicherheit zu erlangen, um ihr Leben selbstbestimmt gestalten zu können:

„Ich wollte selbstständig sein. Ich studierte und habe aber auch sofort angefangen zu arbeiten. Ich sagte mir: ‚Geld bedeutet Freiheit‘ und das war, was ich wollte.“

Leonor Castro spricht in dieser Sequenz von Selbstständigkeit und ihrem Ziel, durch selbstverdientes Geld über ein grösseres Mass an Eigenständigkeit und einen grösseren Handlungsspielraum zu verfügen. Anfang der 1990er Jahre begann Leonor Castro

also damit, sich die Grundlage für eine finanziell unabhängige und selbstverantwortete Existenz aufzubauen. Ihr Wille zur ökonomischen Unabhängigkeit und damit zum beruflichen Erfolg ist ungebrochen. Sie berichtet, dass sie während des Studiums zunächst eine einjährige Anstellung im Umweltministerium der mexikanischen Regierung hatte. Danach arbeitete sie in einer Anwaltskanzlei, eine Stelle, die sie auch nach dem Studium beibehielt und zwar als auf Wirtschaftsrecht spezialisierte Juristin.

Migration auslösendes Ereignis

In der Folge erzählt die Biographin, dass ihr damaliger Freund, den sie während ihrer Studienzeit kennengelernt hatte, ihr nach dem erfolgreichen Abschluss des Bachelorstudiums in Rechtswissenschaften einen Heiratsantrag machte. Leonor Castro nahm seinen Antrag an, weil „ich ihn liebte“. Sie berichtet, dass ihr Verlobter ein aufstrebender junger Politiker mit grossen Ambitionen in der mexikanischen Hauptstadt war. Mit ihm bewegte sie sich in der „mexikanischen Schickeria“, wie sie es selber bezeichnet. Sie waren häufig zu Partys und Veranstaltungen von Mitgliedern der Oberschicht eingeladen. Als die Hochzeitsplanungen bereits abgeschlossen waren, spürte Leonor Castro enorme Zweifel an ihrer Beziehung, da sie und ihr Verlobter unterschiedliche Vorstellungen über ihre gemeinsame Zukunft hatten. Sie erzählt, dass ihrem damaligen Freund eine „traditionelle“ Rollenverteilung zwischen Mann und Frau vorschwebte:

„Er wollte es quasi bis ganz oben, bis zum Präsident, schaffen. Ja, und ich hätte (...), also, ich wollte nicht zuhause bleiben.“

Hier lässt sich erkennen, dass Leonor Castros explizite Ablehnung der Ehe mit ihrem mexikanischen Verlobten auf ihren Wunsch nach anderen Handlungsmöglichkeiten ausserhalb des vorherrschenden Geschlechterverhältnisses im Herkunftsland hinweist. Diese Interpretation wird mit der Aussage „Ich wollte nicht zuhause bleiben“ untermauert. Zudem scheint die Biographin davon auszugehen, dass sie als Ehefrau eines Politikers auf ihre beruflichen Ziele hätte verzichten müssen; ein Umstand, den Leonor Castro nicht hinnehmen wollte. Mit der Absage der Hochzeit lehnt sie sich gegen einengende Bedingungen für sie als Frau auf. Sie widersetzt sich den geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen ihres Verlobten, der ihr die Verantwortung für die Kindererziehung auferlegte und sie damit in den häuslichen Raum verwies, während er als Politiker eine Position im öffentlichen Raum einzunehmen beabsichtigte. Doch ist hier anzumerken, dass sie als Präsidentengattin nicht nur auf den häuslichen Raum beschränkt gewesen wäre, sondern auch Repräsentationsaufgaben hätte übernehmen müssen. Ihr Ehemann hätte allerdings eine Partnerin gebraucht, die seinen Weg mitgeht, was ihr die Ausübung ihres Berufes erschwert hätte. Der Satzabbruch lässt erahnen, wie wenig ihr die Vorstellung, in die klassische Frauenrolle gedrängt zu werden, behagte. Insgesamt rekonstruiert sie die Trennung von ihrem Verlobten als eine befreiende Erfahrung, in der sie sich von geschlechtsspezifischen, gesellschaftlichen Ansprüchen löst.

Die Auflösung der Verlobung einen Monat vor der Hochzeit verursachte „ein riesiges Theater“, berichtet sie weiter. Die Reaktionen auf ihre Entscheidung und welche Schlüsse sie aus dieser Erfahrung für sich zieht, beschreibt sie wie folgt:

„Die Hälfte der Gesellschaft zeigte mir den Rücken, weil (...), weil ich eine Hochzeit abgesagt hatte. Ich war so ein bisschen wie die Böse, weil ich eigentlich (...) keinen Grund hatte. Mein Grund war aber, dass ich unglücklich war (...). Und ich wollte niemandem wehtun. Mein Vater hat mich unterstützt, aber meine Mutter war total am Ende, weil (...) es so eine Schande war, da mehr als 300 Leute eingeladen waren. Meine Mutter konnte gar nicht damit leben, dass ich mich dazu entschieden hatte, alleinstehend zu sein und weiter als Juristin zu arbeiten. Ihre Erwartung war, dass ich heirate und sie viele Enkelkinder bekommt (...). Sogar meine Grossmutter, die mich immer geliebt hatte, lehnte mich nun auch ab, sie konnte es nicht glauben (...). Sie sagte, sie wisse, dass ich verrückt sei, aber sie wusste nicht, dass ich so verrückt sei. Und dann sagte sie: ‚Was will ich jetzt? Will ich als Prostituierte arbeiten? Bin ich lesbisch?‘ Also richtig krasse Sachen sagte sie. Ich wusste nur, dass ich weggehen musste (...), weg von Mexiko. Ich konnte diese blöde, religiöse, altmodische Art und Weise nicht mehr aushalten.“

In diesem Erzählausschnitt verdeutlicht Leonor Castro, welch hohen Preis sie für ihren Entschluss, keine Ehe eingehen zu wollen, zahlen muss. Auffällig sind die vielen Pausen während des Erzählens. Die erfahrene, grobe Ablehnung wird deutlich. Sie erzählt, dass sich ihre Familie und ihr soziales Umfeld von ihr abwandten, weil sie die Entscheidung nicht nachvollziehen konnten. Die Biographin nimmt mit der Auflösung der Verlobung die ihr zugeschriebene Rolle der „Bösen“ an. Im Zusammenhang der Reflexion über ihre Motive weist auf der Textebene das Wort „eigentlich“ eine Mehrdeutigkeit auf. Der Begriff lässt sich sowohl als eine Relativierung oder Distanzierung zur vorherigen negativen Eigencharakterisierung deuten. „Eigentlich“ kann aber auch als Ausdrucksform interpretiert werden, die aus Unsicherheit oder zum Überbrücken von Textlücken benutzt wird. Die gesamte Formulierung „eigentlich keinen Grund hatte“ steht in Kontrast zur überraschenden Aussage „Mein Grund war, dass ich unglücklich war“. Der Begriff „Grund“ wirkt hier als Legitimierung für ihre folgenreiche Entscheidung.

Interessanterweise beginnt Leonor Castro die Erzählung in dieser Passage zuerst mit der erinnerten Reaktion der „Gesellschaft“, von der sie sich zurückgewiesen fühlt. „Gesellschaft“ soll die Schicht bezeichnen, in der sie verkehrte. Die gesellschaftliche Ablehnung scheint für sie besonders bedeutsam zu sein. Die ausführliche Beschreibung verdeutlicht ferner, dass die Mutter zwar die Bildungsmotivation ihrer Tochter unterstützt, das Ausüben eines Berufs aber nur bis zur Eheschliessung gutheisst. Sie scheint kein Verständnis für einen anderen Lebensentwurf der Biographin aufbringen zu können, in dem die Familiengründung nicht als Lebensziel verwirklicht wird. Weil Leonor Castro die an sie herangetragenen geschlechtsspezifischen Verhaltenserwartungen sowie das gängige Familienideal einer verheirateten Frau mit Kindern nicht erfüllen wollte, wendet sich ihre Mutter enttäuscht von ihr ab. Der Ausdruck „Schande“ veranschaulicht zugleich die starke Missbilligung und das Unverständnis auf die Hochzeitsabsage seitens der Mutter, der katholischen Familie und des sozialen Umfeldes. Mit der kurzfristigen Entscheidung, die Hochzeit zu annullieren, verschärfen sich die Spannungen innerhalb der Mutter-Tochter-Beziehung. Gleichwohl lässt sich an der Formulierung „sogar meine Grossmutter, die mich immer geliebt hatte, lehnte mich nun auch ab“ eine Sehnsucht nach Anerkennung und Akzeptanz erkennen. Die Erfahrung der Zurückweisung durch die ihr nahestehende Grossmutter zeigt Leonor Castro, dass sie in dieser Situation alleine ist. Darüber hinaus lassen sich an der hefti-

gen Reaktion der Grossmutter die subjektiven und gesellschaftlichen Normalvorstellungen von Frausein im katholisch geprägten Umfeld ablesen. Mit der kurzfristigen Absage der Hochzeit, die für alle Beteiligten eine soziale Schmach bedeutet, löst sie nahezu eine familiäre Krisensituation aus.

Über Leonor Castros Beziehung zu ihrem Vater erfahren wir im Vergleich zur Mutter-Tochter-Beziehung wenig. Ihr Vater scheint sich zurückzuhalten, und es ist anzunehmen, dass er von seiner Tochter keine „traditionelle“ Lebensführung erwartet. Ihre gesamte Darstellung zeigt, dass sich die Erzählerin keine traditionell geführte Ehe vorstellen kann. Sie widersetzt sich dem sozialen Druck ihres Herkunftsmilieus sowie dem ihrer Mutter, die die Erwartungshaltung an sie herantragen, eine Frau mit Mitte zwanzig sollte heiraten und Kinder bekommen. Die Biographin möchte aber nicht auf ihre Eigenständigkeit verzichten, wie es ihre Mutter nach ihrer Geburt getan hatte. Sie grenzt sich damit vom Lebensverlauf ihrer Mutter ab. Gleichzeitig bietet die Biographie der Mutter im Hinblick auf ihre Bildungsaspiration auch eine Identifikation. Für Leonor Castro steht Berufstätigkeit im Vordergrund, was sie mit der Formulierung „weiter als Juristin zu arbeiten“ unterstreicht. Mit der Absage der bereits geplanten Hochzeit gelingt es der Biographin, sich offen gegenüber der Vorstellung „Ehe und Familiengründung“ entgegenzustellen. Dabei tritt ein ausgeprägtes Durchsetzungsvermögen zutage. Ihr Streben nach Selbstentfaltungsmöglichkeiten und Autonomie ist hier deutlich erkennbar. Die Biographin zeichnet auf der Präsentationsebene das thematische Feld „traditionelle Geschlechterrollenvorstellungen“ als Legitimation dafür nach, sich von den Eltern abzugrenzen und anschliessend als unverheiratete Frau aus dem Elternhaus auszuziehen.

In Leonor Castros Narration wird zudem ein biographisches Handlungsschema sichtbar. Mit der Aussage „Ich wusste nur, dass ich weggehen musste (...), weg von Mexiko. Ich konnte diese blöde, religiöse, altmodische Art und Weise zu leben nicht mehr aushalten“ weist die Biographin erneut auf Motive hin, die in diesem Lebensabschnitt bedeutsam sind: Einerseits das Motiv des Weggehens aus Mexiko, andererseits das Motiv des Ablehnens von individuellen Einschränkungen sowie des Ausbruchs aus bestehenden Strukturen. Die Biographin bringt hier deutlich ihren biographischen Entwurf eines Lebens in räumlicher Distanz zur Familie und deren gesellschaftlichem Umfeld zum Ausdruck. Leonor Castro wählt die Migration als eine Form der Opposition gegenüber den Idealen und Erwartungen ihrer Familie und ihres sozialen Umfelds. In ihrer Aussage schwingt eine abwertende Haltung gegenüber ihrem Herkunftsland mit. Sich vom familiären und gesellschaftlichen Druck zu heiraten zu befreien, sieht sie als Ausweg und trifft die Entscheidung, aus Mexiko wegzugehen. Leonor Castros Migrationswunsch kann somit als Strategie gedeutet werden, sich von ihrer familiären Situation abzugrenzen und zugleich ihre biographischen Erfahrungen aktiv zu bearbeiten. Die Migrationsentscheidung, die sie nicht ad hoc trifft, sondern die als Ergebnis eines langen individuellen Prozesses verstanden werden kann, scheint sie mit der Hoffnung zu verknüpfen, auf mehr Offenheit und Freiheit zu stossen. Vielleicht spielt auch der Wunsch eine Rolle, Gewohntes hinter sich zu lassen und Neues zu entdecken. Das Jahr in England und der Wunsch, an einer renommierten ausländischen Universität zu studieren, scheint dies zu unterstreichen. Letztlich ist das Streben nach dem eigenen Glück, das aus der Sicht der Biographin mit der Vorstellung des „Weggehens“ im Kontext der Bildungsaspiration und dem „Wunsch nach Befreiung“ verbunden ist, auch immer ein wichtiger Antrieb.

Beruf und Autonomiebestrebungen

Nachfolgend erzählt Leonor Castro ihre selbststrukturierte Lebensgeschichte weiter, die eine Zeitspanne von knapp vier Jahren umfasst. Es handelt sich um eine sehr kondensierte Darstellung dieser Lebensphase, die sie in Mexiko-Stadt verbrachte. Die Zeit von 1997 bis 2001 beschreibt die Biographin als eine „dunkle Phase“ und führt näher aus: „Ich hatte Schuldgefühle. Ich wollte niemandem Leid zufügen, auch nicht meinen Eltern.“ In knapper Form thematisiert sie, dass sie nach der aufgelösten Verlobung von zuhause auszog und der Kontakt zu den Eltern während sechs Monaten komplett abgebrochen war. Sie fühlte sich zutiefst unverstanden.

In diesem Lebensabschnitt, so erzählt sie weiter, machte sie neue Erfahrungen und setzte eigene Handlungsoptionen um. Sie mietete sich eine eigene Wohnung, kaufte sich ein neues Auto und sagt, dass sie sich im Alter von 26 Jahren zum ersten Mal in ihrem Leben selbstständig und unabhängig fühlte. Der vertraute familiäre Orientierungsrahmen, die Stütze, aber auch die Kontrolle entfielen nun. Während sie inzwischen als Juristin bei einer internationalen Bank in der Hauptstadt Mexikos tätig war, schloss sie nebenbei ein Masterstudium im Bereich Übersetzen in den Sprachen Englisch und Spanisch ab. Die Wahl dieses Studiums weist schon auf Leonor Castros Sehnsucht, ein Leben im Ausland führen zu können, hin. Durch den Master in Übersetzen in diesen zwei bedeutsamen Sprachen scheint sie sich neue Berufsperspektiven im Ausland eröffnen zu wollen.

Die Biographieträgerin resümiert diesen Lebensabschnitt mit den Worten: „Ich habe nur gearbeitet während dieser Zeit und ich hatte Erfolg.“ Hier zeigt sich deutlich, dass sie ihrer Berufstätigkeit sowie ihrem eigenen Berufserfolg eine grosse Bedeutung zumisst. Zudem musste sie sich die Möglichkeiten, ins Ausland zu gehen, selber erarbeiten, da die Eltern ihr das Auslandsstudium nicht finanziert hatten. Leonor Castros Erzählweise legt zugleich die Vermutung nahe, dass sie die Arbeit als Weg wählte, um sich abzulenken. Ihre hohe Leistungsbereitschaft wirkt wie eine Flucht in die Arbeit, um Probleme zu verdrängen und sich ihrer belastenden Gefühlslage zu entziehen. Sie scheint die Einstellung zu haben, als mexikanische Frau mehr leisten zu müssen als ihre männlichen Kollegen, um im Beruf erfolgreich zu sein. Auffallend im gesamten Interview ist, dass sich die Biographin stark über Erfolge in der Schule, im Studium und in der Arbeit definiert. In Leonor Castros Einstellung zu Beruf und Leistung manifestiert sich ihr Bedürfnis, ihren Eltern, ihrem sozialen Umfeld sowie sich selber zu beweisen, für ihr Leben selber sorgen zu können. Durch grossen persönlichen Einsatz, gepaart mit einer stark affektiv besetzten Aufstiegs motivation, verfolgt sie konsequent ihre beruflichen Ziele. Dies in der Überzeugung, dank ökonomischer Autonomie, auf niemanden angewiesen sein zu müssen.

Biographischer Entwurf des Bildungs- und Arbeitsmigrationsprojekts

Aus der biographischen Fallrekonstruktion geht hervor, dass im Mittelpunkt der lebensgeschichtlichen Planung für die inzwischen 29-jährige Leonor Castro die Akkumulation von kulturellem Kapital steht, um es zu einem späteren Zeitpunkt in ökonomisches Kapital umzuwandeln. Die Biographin entwickelt während dieser Zeit konkrete berufliche Pläne:

„Ich hatte gemerkt, dass ich mit meinem Jurastudium Geld verdienen konnte, aber ich wollte viel, viel mehr Geld machen. Deshalb wollte ich verstehen, wie die Welt der Finanzen und des Marketings funktionieren.“

In dieser Passage wird Leonor Castros klare Vorstellung von ihrem Leben sichtbar. Sie verweist auf die Anhäufung ökonomischen Kapitals, das eine zentrale Bedeutung in ihrem Leben einnimmt. Doch welche biographische Relevanz hat das Geldverdienen in Leonor Castros Selbstpräsentation? Die Biographin zeigt sich als eine Frau, die viel Geld braucht. Sie scheint ihren Selbstwert nicht nur über einen beruflichen, sondern auch über einen finanziellen Erfolg messen zu wollen. Die Erzählerin scheint in der Akkumulierung von Geld einen Weg zu sehen, um mit ihrer Enttäuschung für erlittenes Unrecht durch ihre Eltern umgehen zu können. Die Kränkung, von ihren Eltern keine finanzielle Unterstützung bei der Verwirklichung ihres Lebenstraums – einem Studium an einer Eliteuniversität – erhalten zu haben, war für Leonor Castro tief. Sie ist in ihrem Selbstwert erschüttert, denn aus ihrer Sicht war genügend Geld bei den Großeltern mütterlicherseits vorhanden. Ihre Mutter hätte sich mehr für sie einsetzen können, um ihr ein Auslandsstudium zu finanzieren. Aus der Verweigerung einer finanziellen Unterstützung hat Leonor Castro möglicherweise den Schluss gezogen, nicht lebenswert zu sein, was ihre Selbstachtung und ihr Selbstbild beeinflusste. Für die Biographin scheint es darüber hinaus wichtig zu sein, dass Erfolg sichtbar und in Geldwert messbar ist. Die hohe Relevanz, die sie materiellem Erfolg zuschreibt, hängt möglicherweise mit ihren Erfahrungen auf dem Privatgymnasium zusammen. Sie fühlte sich von ihren wohlhabenderen MitschülerInnen ausgegrenzt und zurückgewiesen. Geld kann daher im Leben der Biographin als Bedeutungsträger für die folgenden Themen beschrieben werden: „Freiheit“ (im Sinne einer Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung), „Autonomie“ (Unabhängigkeit von den Eltern und von einem Mann), „Liebe“ (der Eltern), „Anerkennung“ (finanzielle Anerkennung für berufliche Leistung sowie soziale Anerkennung durch die Eltern und das soziale Umfeld) sowie „Prestige und Luxus“ (um sich materielle Güter und Reisen leisten zu können). Eine Möglichkeit, um viel Geld zu verdienen, sieht sie in einer beruflichen Umorientierung.

Bildung als Erfolgsstrategie

Im Jahr 2001 beginnt die Biographin eine berufsbegleitende Weiterbildung zum Master of Business Administration in der mexikanischen Hauptstadt. Die Wahl dieser Studienrichtung ist somit weniger das Resultat einer berufsbiographischen Planung der Erzählerin, sondern basiert vielmehr auf ihrer Einschätzung, mit einem MBA-Abschlusstitel später höhere Verdienstmöglichkeiten zu haben. Darüber hinaus scheint sie davon auszugehen, nach dem MBA-Studium bessere Beschäftigungsmöglichkeiten im In- und Ausland finden zu können. Gleichzeitig stimmt das MBA-Studium mit ihrem biographischen Bedürfnis überein, sich ständig Neues anzueignen und sich weiterzubilden. Ihre Berufsausrichtung ist folglich von ökonomischen Faktoren und individuellem Höherstreben beeinflusst. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass Leonor Castros Lebensziele, also berufliches, karriereorientiertes Engagement, ausgeprägte Leistungsbereitschaft, Streben nach Ansehen und sozialer Anerkennung sowie der Wunsch nach materiellem Reichtum, Versuche sind, sich unbewusst von der Vergangenheit, in der sie sich in ihren Bedürfnissen nicht wahrgenommen und wertgeschätzt fühlte, zu lösen.

Als Leonor Castro von einer ausgeschriebenen Stelle in den USA im Jahr 2001 erfuhr, die ihr Arbeitgeber, eine internationale Bank, im Rahmen eines Austauschprogrammes für junge JuristInnen anbot, bewarb sie sich. Ihr wurde unter vielen BewerberInnen eine einjährige Stelle in New York City zugesprochen. Eine Migrationsdisposition bestand auch schon vor der Jobzusage. Aufgrund der Anschläge auf das World Trade Center im gleichen Jahr wurde das Programm allerdings suspendiert. Sie konnte ihre neue Stelle nicht antreten, erhielt aber eine hohe Entschädigungssumme von der Bank. Leonor Castros Zukunftspläne wurden zum wiederholten Male komplett umgeworfen. Ihr Ziel, Auslandserfahrungen zu sammeln, war erneut nicht realisierbar.

Die Biographin berichtet weiter, dass sie sich in ihrer Enttäuschung an die Studienberatung ihrer Universität wandte. Nach einem ausführlichen Gespräch mit der Studienberaterin, die gleichzeitig Psychologin war, besann sie sich erneut auf ihre MBA-Ambitionen. Mit dem MBA-Studium waren Hoffnungen und Wünsche verbunden, die neue Handlungsimpulse auslösten. Für die Fortsetzung ihrer MBA-Ausbildung entschloss sich Leonor Castro zur Bewerbung an einer deutschen Hochschule in Frankfurt a.M., die für das MBA-Programm anerkannt war und einen guten Ruf genoss. Gleichzeitig stellte sie weitere Zulassungsanträge an Hochschulen auf mehreren Kontinenten. Kurze Zeit später wurde sie zum MBA-Studium in Deutschland zugelassen. Ihre Auslandsorientierung war zwischenzeitlich so weit in ihr gereift, dass das ausgewählte Land nur sekundär bedeutend war. Sie unterstreicht hierbei, dass die Wahl auf Europa zufällig gefallen sei, und sagt: „Genauso gut hätte ich mir ein Studium in den USA oder Japan vorstellen können, doch die Uni in Deutschland hat mir als erste zugesagt.“ Mit der Benennung der äusserst unterschiedlichen Regionen verweist Leonor Castro auf ihre internationale Ausrichtung und Ziellosgkeit im Hinblick auf verschiedene Studienmöglichkeiten. Hier wird sichtbar, dass sich das Aneignen von Wissen und Können durch Bildungserfahrungen im Ausland, die sich zudem gut in ihrem Lebenslauf machen, zentral wichtig für Leonor Castro sind. Gleichzeitig führt sie Länder an, die als drei der weltweit grössten Wirtschaftsnationen gelten, woran sich ihre Fokussierung auf monetäre Gewinne zeigt. Sie erwähnt in diesem Zusammenhang: „Das Masterstudium und die Aufenthaltskosten in Frankfurt habe ich ganz alleine bezahlt, also fast 200'000 US-Dollar total, nämlich mit der erhaltenen Abfindung und mit dem, was ich als Juristin gespart hatte.“ Sie betont dabei ihre finanzielle Selbstständigkeit. Leonor Castro präsentiert sich in Situationen, in denen sie auf Widerstände stösst, als eine sehr entschlossene und eigenaktiv handelnde Frau, die ihre beruflichen Träume verfolgt und zielstrebig umzusetzen versucht. Das ist auffallend.

Aufbruchsstimmung und Studienzeit in Deutschland

Mit einem Studentenvisum reiste Leonor Castro Anfang Januar 2002 alleine im Alter von 30 Jahren nach Deutschland. Sie gestaltete ihren zeitlich begrenzten Auslandsaufenthalt in Deutschland, der ursprünglich auf ein Jahr anvisiert war, selbstständig. Gleich nach der Ankunft in Frankfurt a.M. begann sie ihr Studium. Die Orientierung und das Einleben im neuen Umfeld fielen ihr leicht. Das MBA-Studium an der Hochschule war in englischer Sprache, so dass das Studieren für sie nicht mit sprachlichem Aufwand verbunden war. Den Studienaufenthalt in Frankfurt a.M. bewertet die Biographin aus der Retrospektive als sehr positiv:

„Und dann war es wie eine neue Welt für mich. Es war (...), es war Himmel (...), Himmel auf Erden. Niemand hat mich kritisiert, ob ich geheiratet habe oder nicht, ob ich gute Note bekomme oder nicht (...). Die Sprache (...), ich war total begeistert von der Sprache und genervt, dass ich sie noch nicht konnte. Also wollte ich sie unbedingt lernen. Ich habe super nette Leute von überall kennengelernt. Ich war viel älter als die anderen Studenten, weil (...), die machten den Master mit 23 und ich war fast schon 30, oder? Aber niemand hat bemerkt, dass ich fast schon 30 war und sie haben mich einfach angenommen (...). Und dann haben wir gefeiert und waren schon am ersten Tag befreundet. Wir sind nach Luxemburg gefahren, wir sind nach Amsterdam gefahren, wir sind (...) nach Prag. Alle als Freunde. Ich hatte das Gefühl gehabt, dass ich doch Freundschaften schliessen kann, also, dass ich doch mit Leuten kommunizieren kann und so. Es war einfach sehr schön. Es war das, was ich mir immer gewünscht habe. Ich wollte nicht mehr zurück.“

Dieser Textausschnitt sticht durch die erzählerische Intensität und emotionale Involviertheit der Biographin heraus, was die Relevanz von Leonor Castros erstem, autonom gestalteten Auslandsaufenthalt für ihren Lebensentwurf verdeutlicht. Die Studienzeit in Deutschland beinhaltet eine neue Dimension. Mit dem Verlassen des Elternhauses schafft sich Leonor Castro neue Freiräume. Für die Biographin stellt die Erfahrung eines Auslandsaufenthalts eine Möglichkeit dar, sich in ihrer Selbstständigkeit zu erproben und ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Dieses bedeutsame Lebensereignis beschreibt sie erneut als das Entdecken einer „neuen Welt“, die keine Gemeinsamkeit mit Leonor Castros bisheriger Lebensgeschichte und Lebenswelt aufweist. Hierbei ist ihre Neugier und Vorfreude auf Unbekanntes deutlich erkennbar. Das Verwirklichen ihres Wunsches, im Ausland zu studieren, begeistert sie in ungewohntem Masse. Ein Wunsch, der deutlich ihre Suche nach einer Erweiterung ihrer Handlungsspielräume sowie ihren Versuch nach Selbstentfaltung veranschaulicht. Gleichzeitig bedeutet der Auslandsaufenthalt eine Ablösung von den elterlichen Erwartungen und kulturellen Zwängen wie die Aussage „niemand hat mich kritisiert, ob ich geheiratet habe oder nicht“ darlegt. Das „niemand“ wird nicht expliziert, aber die Vermutung liegt nahe, dass sich die Biographin insbesondere auf ihre Mutter bezieht, die ihre Entscheidung, nicht zu heiraten, als Schande bezeichnete. Das weist auf eine problematische Beziehung zu ihrer Mutter hin, die Leonor Castros gesamtbiographische Darstellung durchzieht. Die Formulierung kann auch so interpretiert werden, dass Leonor Castros Lebensorientierung in einem Spannungsverhältnis zum Lebensentwurf ihrer Mutter steht und sie sich durch ihren Weggang innerlich von jeglichen Erwartungen befreien konnte. Der weit entfernt liegende Studienort stellt für die Biographin auf räumlicher Ebene auch eine ersehnte Distanzierung zur Familie und dem soziokulturellen Umfeld dar. Mit der Wahl einer Universität in Deutschland, statt in ihrem Wohnort in Mexiko, dokumentiert die Biographin zudem ihr Bedürfnis, ihren Eltern keine Rechenschaft mehr für ihre Entscheidungen ablegen zu müssen. Somit gestaltet sich der Prozess des Ablösens und der Autonomie für Leonor Castro ohne Schwierigkeiten. Die Migrationsentscheidung der Biographin lässt sich darüber hinaus vor der Folie ihrer internationalen Orientierung rekonstruieren, die ihren biographischen Lebensentwurf seit ihrer Kindheit geprägt hat. In den USA geboren, wo sie bis zu ihrem fünften Lebensjahr lebte, sowie die Erfahrung, als 12-Jährige ein Jahr in England verbracht zu haben, könnten ihre ausgeprägte Auslandsaffinität begrün-

den. Zusätzlich ist eine Haltung des Aufbruchs und der Migration bereits in Leonor Castros Familie immanent, was für ihr Vorhaben, selber auszuwandern, unterstützend gewirkt haben könnte. Leonor Castros Bildungsmigration stellt daher keinen Bruch dar, sondern erweist sich als lebensgeschichtliche Kontinuität in ihrem biographischen Entwicklungsprozess.

Die Biographieträgerin präsentiert sich in diesem Textabschnitt als eine Spracheninteressierte, die gleich zu Beginn ihres befristeten Aufenthalts in Deutschland keine Mühen scheut, eine neue Sprache zu lernen. Dabei expliziert sie nicht, dass es sich um „die deutsche Sprache“ handelt, sondern spricht allgemein von „der Sprache“, was auf eine Einschränkung in ihrer sprachlichen Handlungsfähigkeit hinweisen könnte und ihr unangenehm ist. Deutsch „unbedingt“ erlernen zu wollen, obwohl sie sich in einem internationalen universitären Umfeld bewegt, lässt mehrere Interpretationen zu. Der Wunsch, der deutschen Sprache mächtig zu sein, kann im Zusammenhang mit ihrem Master in Übersetzung gedeutet werden, da sie über eine gewisse Sprachaffinität verfügt und sich deshalb begeistert und mit Ehrgeiz eine weitere Sprache aneignen möchte. Gleichzeitig drückt die Biographin ihre Frustration über die Spracheinschränkung mit „genervt“ aus. Leonor Castro scheint früh erkannt zu haben, dass Sprache als Distinktionskriterium fungieren kann. Es belastet sie, dass ihre Aussenwahrnehmung aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse beeinträchtigt sein könnte und sie sich gegenüber anderen nicht als Frau mit akademischem Bildungsniveau präsentieren kann, obwohl das zu ihrem Selbstbild gehört.

In dem international ausgerichteten Studium lernte sie zahlreiche Studierende aus unterschiedlichen Herkunftsländern kennen. Aus der retrospektiven Konstruktion geht hervor, dass Leonor Castro im Rahmen ihres MBA-Studiums sich von Anfang an zugehörig zu der Universität fühlt, was im Gegensatz zu ihren bisherigen Differenzenerfahrungen in ihrer Kindheit und Jugend steht. In der Formulierung „sie haben mich einfach angenommen“ bringt sie ihre Erfahrungen des Dazugehörens und der Annahme zum Ausdruck. Sie stellt sich hier als Studentin dar, die neue Erfahrungen, die frei von Stigmatisierungen sind, macht. Ihre Schichtzugehörigkeit sowie ethnische Zugehörigkeit werden in diesem Universitätskontext nicht als Nachteil erlebt. Die deutsche Universität qualifiziert die Erzählerin somit als einen Raum, der nicht von Abwertung und Diskriminierung gekennzeichnet ist. Die Aussage der Biographin „Ich hatte das Gefühl gehabt, dass ich doch Freundschaften schliessen kann“ hat hier den Charakter eines persönlichen Erkenntniszugewinns, der aus einem zeitlichem Abstand und einer späteren Reflexion über diese Lebensphase resultiert. Indem sie ihre Verbundenheit mit ihren Kommilitonen in Deutschland sowie ihre Fähigkeit betont, soziale Kontakte zu knüpfen, scheint sie auf eine Diskrepanz zwischen dem damaligen Erleben des erzählten Ich und dem, was nach der Migration in die Schweiz folgt, antizipierend hinweisen zu wollen.

In Frankfurt a.M. genießt sie ihr unabhängiges und freies Studentenleben in vollen Zügen, wie die Formulierung „Himmel auf Erden“ dokumentiert. Mit dem Auslandsaufenthalt geht eine wichtige Veränderung im persönlichen Unabhängigkeitsgefühl einher. Beflügelt von ihrer neuen Freiheit als Studentin in Deutschland sowie im Hinblick auf die Entfernung zum Elternhaus, holt sie vieles nach, was sie früher nicht in diesem Mass auszuleben wagte. Sie feiert mit ihren KommilitonInnen die Nächte durch, ohne dabei einen Bruch auf der Leistungsebene zu erfahren, berichtet sie weiter. Das Erlernen der deutschen Sprache, die ihr von Anfang sehr gut gefiel, war zwar

mit Mühe verbunden, sagt sie, doch ihr Master in Übersetzen sowie allgemein ihr Interesse für Fremdsprachen waren beim Erwerb erster deutscher Sprachkenntnisse bereits während ihrer Studienzeit hilfreich. Hier zeigen sich klar ihre Zielstrebigkeit, ihre Entschlossenheit und ihr Ehrgeiz. Zum ersten Mal präsentiert sich die Biographin in ihrer selbststrukturierten Narration als eine zufriedene und erfüllte Frau.

Am Ende der Passage zieht die Biographieträgerin noch einmal ein umfassend positives Fazit ihrer Studienzeit: „Es war einfach sehr schön. Es war das, was ich mir immer gewünscht habe. Ich wollte nicht mehr zurück“. Das veranschaulicht einen grossen Enthusiasmus, den sie noch heute mit den damaligen Erlebnissen verbindet. Fasziniert von ihrem Leben in Deutschland, scheint sie mit einer Migration ungeahnte, sich eröffnende Möglichkeiten zu verbinden. Mit der positiv erlebten Studienzeit in Frankfurt a.M. hat sich also Leonor Castros Migrationswunsch vollends verfestigt. Mit ihrer Absicht, in Deutschland zu bleiben, bringt sie die hohe biographische Bedeutung dieser Umbruchsphase zum Ausdruck.

Migration in die Schweiz

In der Folge thematisiert Leonor Castro einen biographisch zentralen Aspekt: die Arbeit als gut Qualifizierte in der Schweiz. Sie berichtet, dass sie ihr MBA-Studium in Deutschland beendete, für die Abschlussprüfungen allerdings nach Mexiko-Stadt flog, wo sie ihren MBA-Bildungstitel erwarb. Der Abschluss der MBA-Ausbildung im Herkunftsland wird von der Biographin mit dem Verweis auf ihre hervorragenden Noten thematisiert. Erneut präsentiert sie sich als Akteurin, die einen weiteren Erfolg in ihrer Bildungskarriere aufweisen kann. Kaum war ihre Weiterbildung beendet, kehrte sie nach Frankfurt a.M. zurück, um mit ihren StudienkollegInnen in Deutschland einige Monate herumzureisen. Parallel dazu begann sie, sich bei diversen „internationalen Unternehmen weltweit“ zu bewerben, wie sie sagt. Mit der Betonung auf „weltweit“ scheint die Biographin erneut darauf hindeuten zu wollen, dass sie, ähnlich wie beim Auslandsstudium, die Freiheit hat, jedes beliebige Land auswählen zu können. So verdeutlicht sie, dass sie während der Arbeitssuche kein bestimmtes Land vor Augen hatte, sondern der Zufall sie in die Schweiz führte. Ich vermute, dass sie sich dadurch als Akademikerin präsentieren möchte, die aufgrund ihres hohen Bildungsniveaus, beruflichen Wissens und Könnens und ihrer Arbeitsdisziplin auf dem Schweizer Arbeitsmarkt begehrt und somit auch von der Schweizer Gesellschaft erwünscht war.

Nach einem erfolgreich verlaufenen Bewerbungsgespräch in einer Deutschschweizer Kantonshauptstadt beschreibt die Biographin den Anlass für eine Migration in die Schweiz im Jahr 2003 wie folgt:

„Und dann habe ich einen Job bei A-Firma⁵ in XX-Stadt bekommen. Und dann (...) bin ich nach XX-Stadt gegangen, ganz alleine. Und dann habe ich, ja, angefangen in der Schweiz zu arbeiten. Meinen Eltern habe ich gesagt: ‚Seht ihr? Ich habe es geschafft. Endlich könnt ihr stolz auf mich sein.‘“

5 Die Biographin bezieht sich auf ein international tätiges Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsunternehmen in einer Kantonshauptstadt der Deutschschweiz. Beide Angaben sind anonymisiert, um keine Rückschlüsse auf sie zu ermöglichen.

In der formalen Textanalyse wird sichtbar, dass die einzelnen Segmente dieser Passage durch mehrere Rahmenschaltelemente⁶, also sprachliche Marker („und dann“), voneinander abgegrenzt sind, die auf eine sequenzielle Abfolge einzelner Ereignisse hinweisen. Dieser Erzählausschnitt verdeutlicht, dass ein Stellenangebot Leonor Castro in die Deutschschweiz führte. Sie zeichnet von sich selbst das Bild der karriereorientierten Frau nach, die gleich nach dem Studium, ohne grossen Aufwand zu betreiben, eine Stelle bekommt. Hierbei entsteht der Eindruck, dass sie ihre Kompetenzen und Bildungserfolge hervorheben möchte. Leonor Castro konnte also direkt eine Arbeit beginnen, die ihrer Qualifikation und Berufserfahrung entsprach, und dadurch ihre Karriere fortführen⁷. Die internationale Firma scheint ihr darüber hinaus die Möglichkeit zu bieten, ihren Wunsch nach finanziellem Erfolg sowie beruflicher und sozialer Anerkennung zu erfüllen. Sie positioniert sich hier als Frau, die der Arbeit wegen in die Schweiz kam und nicht aufgrund fehlender materiell-existentieller Überlebensperspektiven im Herkunftsland. Dadurch stellt sie sich in ihrer Selbstbeschreibung nicht als ‚Wirtschaftsmigrantin‘ dar, was im gesellschaftlichen Diskurs negativ konnotiert ist, sondern positioniert sich als gut qualifizierte Arbeitsmigrantin. Sie scheint sich somit dezidiert von den gängigen ethnozentrischen Bildern (ökonomische Gründe, „Sozialschmarotzer“), mit denen insbesondere Frauen aus Drittstaaten konfrontiert werden, distanzieren zu wollen. Gleichzeitig eröffnet ihr der neue Arbeitsplatz in einem grossen Unternehmen in der Schweiz gute Verdienstmöglichkeiten.

Die Einreiseart in die deutschsprachige Schweiz „ganz alleine“ lässt sich einerseits so deuten, dass sie auf ihre Selbstständigkeit verweisen möchte. Es könnte sich um ein Präsentationsinteresse handeln, sich in einer aktiven Rolle bei der Migrationsentscheidung darzustellen, was gleichzeitig ihre Handlungsautonomie unterstreicht. Andererseits kann die Formulierung „alleine“ dahingehend interpretiert werden, dass sie als Frau mexikanischer Herkunft in die Schweiz kam, ohne dabei auf ein bestehendes Netzwerk zurückgreifen zu können. In der Anfangsphase nach der Einreise wie auch im Falle einer schwierigen Lebenssituation hat sie weder Familie noch einen Lebenspartner oder FreundInnen in ihrer Nähe, die ihr Halt hätten geben können. Ihr Gefühl, alleine in einem neuen Land zu sein, wird noch durch ein „ganz“ bekräftigt.

Biographisch erweist sich das Thema „Arbeit in der Schweiz“ von enorm hoher Relevanz für Leonor Castro. Es ist daher erstaunlich, dass sie die Migration in die Schweiz im Kontext eines Jobangebots innerhalb von drei Zeilen erwähnt, ohne ins Detail zu gehen. Schnell entsteht der Eindruck, dass es der Biographin schwer fällt, darüber zu reden. Ich gehe davon aus, dass das Thematisieren dieser Erfahrung nach wie vor mit Schmerz verbunden ist.

Anschliessend bringt Leonor Castro ihre stolze Haltung auf das Erreichte gegenüber ihren Eltern zum Ausdruck. In der Schweiz als Akademikerin arbeiten zu können, bewertet die Biographin als persönlichen Erfolg, was an den Worten „Ich habe es geschafft“ deutlich wird. Es zeigt sich ihre Selbstzufriedenheit über das Erreichte. Leonor Castro sieht in der Migration nicht nur eine Chance der neuen Erfahrungen und der Neuorientierung, sondern auch eine Möglichkeit, ihre beruflichen Aufstiegsambitionen zu verwirklichen. Die Leichtigkeit, mit der ihr eine Stelle zugesprochen

6 Vgl. Fritz Schütze (1983).

7 Vier Wochen nach ihrer Einreise in die Schweiz erhielt Leonor Castro ihre Arbeitsbewilligung, die ihr neuer Arbeitgeber für sie organisiert hatte, um anschliessend ihre neue Arbeit aufzunehmen.

wurde, verleiht ihr Sicherheit und Selbstbewusstsein. Sie spricht hier aus der Perspektive der Tochter, die ihre Eltern von sich überzeugen möchte. Es scheint, als wollte sie ihnen immer noch beweisen, eine Investition in ihre Bildung und ihre internationalen Ambitionen habe sich gelohnt. Zugleich zeigt sie, dass sie ihre Ziele auch ohne elterliche Hilfe erreichen kann. Es wird deutlich, dass es für Leonor Castro essentiell wichtig ist, ihre Eltern stolz und glücklich zu machen, weil sie sich vor ihrer Verachtung fürchtet. Die Äusserung „Endlich könnt ihr stolz auf mich sein“ ist daher nicht nur Ausdruck der Freude, sondern verdeutlicht vielmehr die Notwendigkeit von elterlicher Bestätigung und Achtung. Hervorstechend ist dabei das Wort „endlich“, das auf die persönliche Einschätzung der Biographin hinweist, ihre Eltern, speziell ihre Mutter, bislang enttäuscht zu haben; als versuche sie durch ihren Berufserfolg „endlich“ den Erwartungen ihrer Mutter zu entsprechen, um sich so von ihr angenommen und geliebt zu fühlen.

Es lässt sich hier rekapitulierend festhalten, dass sich in Leonor Castros Biographie verschiedene innere und äussere Migrationsmotive überlappen und zusammenwirken. Die Migrationsgründe sind vielfältig. In ihrer biographischen Erzählung konzipiert Leonor Castro einerseits ihre Migration als eigenständige, aktive Strategie, um sich aus familiären und gesellschaftlichen Erwartungshaltungen zu befreien, die sie als einengend empfand. Dies, obwohl sie ein unabhängiges Leben in der Hauptstadt Mexikos führte. Folglich stellt die Migration ein besonders selbstbestimmtes Lebensereignis dar. Mit Hilfe der Migration findet die Biographin eine Möglichkeit, Abstand zu einer beendeten Beziehung zu gewinnen und der daraus resultierenden familiär und sozial ablehnenden Haltung auf ihren Entschluss, keine Ehe mit einem aussichtsreichen mexikanischen Politiker einzugehen. Andererseits ist Leonor Castros Migrationsbiographie durch ihre eigenen Bildungs- und Arbeitserwartungen beeinflusst. Aus einem auf ein Jahr befristeten Auslandsstudium in Deutschland wird schliesslich eine endgültige Migration in die Schweiz, wobei sie als gut qualifizierte Arbeitsmigrantin einreist. Die Entscheidung zur Migration hat im Leben der Biographin bewusst und reflektiert stattgefunden. Sie präsentiert sich hier als dynamische, berufsorientierte Frau, die selbstsicher ist und genau weiss, was sie will und wie sie ihre Ziele erreichen kann. Es lässt sich hier nicht eindeutig festhalten, ob die Biographin als Kind Bildungserwartungen der Eltern verinnerlichte. Deutlich wird allerdings, dass die Erzählerin auf ihren Berufserfolg, den sie mit Glück, Geld und Unabhängigkeit in Verbindung bringt, sehr stolz ist. Sie beabsichtigt, ihren Eltern den Beweis zu erbringen, in der Lage zu sein, selbstständig ihre Ziele im Ausland zu erreichen, auch ohne deren finanzielle Unterstützung. Aus der biographischen Perspektive betrachtet lässt sich als wichtiges Motiv für Leonor Castros ausgeprägte hohe Bildungsaspiration und biographische Orientierung am beruflichen Erfolg der Wunsch nach elterlicher Anerkennung, Akzeptanz und Liebe rekonstruieren.

Elterliche Reaktion auf die Migrationsentscheidung

Auf Nachfrage im exmanenten Teil des Interviews, wie ihre Eltern auf ihre Migrationsentscheidung reagierten, rekonstruiert die Biographin Folgendes:

„Meine Eltern haben mir zuerst nicht geglaubt, dass ich wirklich weggehe. Ja, und dann waren sie dagegen, weil sie mich nicht verlieren wollten (...), aber sie haben mir nie Steine auf meinem Weg gelegt. Und so haben sie es zwar gar nicht applaudiert, aber ich

habe sowieso schon viele Jahre in Mexiko mein eigenes Leben gemacht, ich bin sehr jung ausgezogen und selbstständig gewesen. Sie konnten mir nichts mehr sagen (...). Natürlich war meine Mutter beleidigt, dass ich nicht mehr in Mexiko leben wollte. Und mein Vater ist sehr (...) verschlossen, er sagt nicht viel. Vielleicht war er aber sehr stolz als ich ausgewandert bin, weil er das auch gemacht hat. Und dann, als ich das mit meinen Eltern geklärt hatte, haben sie gesagt: „Mal schauen, ob du es schaffst.“

Leonor Castro hat sich gegen ihre Eltern durchgesetzt, die ihre Entscheidung zur Migration unterschiedlich guthießen. Die Eltern haben ihr, offenbar im Unterschied zum Auslandsstudium, eine Migration nicht zugetraut. Im Zentrum Leonor Castros Migrationsentscheidung in die Schweiz steht letztlich der Wunsch nach einer Berufskarriere. Die Biographin erweist sich als fähig, Verständnis für die zunächst ablehnende Haltung der Eltern hinsichtlich ihrer Auswanderungspläne aufzubringen, ohne dabei ihre eigenen Ziele und Zukunftsvorstellungen aufzugeben. Die Erzählerin präsentiert die Mutter als einen Menschen, der zunächst „beleidigt“ auf die Entscheidung der Tochter, alleine auszuwandern, reagiert. Die Wortwahl „beleidigt“ erscheint mir im Kontext einer Migrationsentscheidung als bemerkenswert. Ist die Mutter womöglich nicht nur Kränkende – aus der Sicht der Tochter –, sondern selber auch Gekränkte? Gekränkt deshalb, weil sie sich einen anderen Lebensweg für ihre Tochter vorgestellt hatte? Möglicherweise hat die Mutter für die Biographin einen Lebenslauf erhofft, der eher ihrem „traditionellen“ Rollenbild entspricht und den Leonor Castros jüngere Schwester eingeschlagen hat, und zwar nach der Ausbildung zu heiraten und zwei Kinder zu bekommen? Hängt ihre Kränkung mit Leonor Castros Status als unverheiratete Frau zusammen, die alleine ihr Herkunftsland verlässt? Es bleibt zudem unklar, ob die Mutter, die von der Erzählerin als gläubige Katholikin beschrieben wird, möglicherweise befürchtet, ihre Tochter könne sich im Ausland unangemessen und unmoralisch verhalten.

Die Biographin stellt kontrastierend zur Mutter ihren Vater dar als einen, der für ihren Migrationswunsch eher Verständnis aufzubringen vermochte. Ihr Vater repräsentiert insgesamt eine emotional wichtige Bezugsperson. Mit den Worten „schon viele Jahre in Mexiko mein eigenes Leben gemacht“ unterstreicht sie ihre frühe Eigenständigkeit und finanzielle Unabhängigkeit bereits vor der Migration. Hierbei schwingt Stolz, begleitet von Erfolgsgefühlen auf das beruflich Erreichte als Frau in ihrem Herkunftsland mit. Gleichwohl entsteht erneut der Eindruck, dass sie nicht gänzlich frei von den elterlichen Bewertungen, Wünschen und Vorstellungen ist, weder in Mexiko noch in der Schweiz. Das lässt die nachfolgende Anmerkung, der Vater könne auf sie stolz gewesen sein, vermuten. Sie scheint fest dazu entschlossen zu sein, ihre Eltern nicht zu enttäuschen. Die zuvor verwendete Ausdrucksform der Biographin „Ich habe es geschafft“ findet im Satzfuss dieser Sequenz ihren Ausklang, da bereits die Eltern ihre Erwartungen an sie und ihrem Migrationsprojekt mit „Mal schauen, ob du es schaffst“ ausdrückten. Diese elterliche Aussage weist allerdings auch einen zweifelnden Unterton auf. Sie scheinen ihr ein erfolgreiches Gelingen des Projektes nicht ganz zuzutrauen, was möglicherweise den Erfolgsdruck für die Biographin erhöht. In Leonor Castros Erzählung über Migrationserfahrungen fällt auf, dass sie weder in dieser, noch in den bisherigen Textpassagen, auf die Bezeichnung „Migration“, „Migrantin“ oder auf das Verb „migrieren“ zurückgreift, sondern von „weggehen“ oder „gegangen“ spricht. Der Verzicht auf die Verwendung des Ausdrucks Migration kann einerseits

ein Hinweis dafür sein, dass dieser für sie negativ konnotiert ist. Andererseits lässt sich eine verbale Distanzierung als eine Abwehrhaltung von belastenden migrations-spezifischen Erfahrungen deuten.

Stereotypisierungs- und Rassismuserfahrungen am Arbeitsplatz

In der Folge beginnt Leonor Castro mit einem neuen Themenfeld: Sie berichtet von Erfahrungen von Stereotypisierung und Rassismus am Arbeitsplatz. Sie zeichnet zunächst von sich selbst das Bild einer zielstrebigem berufs- und aufstiegsorientierten Frau, der ein problemloser Zugang in den Schweizer Arbeitsmarkt gelingt. Sie besetzte im Alter von 32 Jahren, als sie in die Schweiz kam, sofort eine leitende Position in einem internationalen Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsunternehmen. Die Biographin beschreibt ihre berufliche Stellung folgendermassen: „In dieser Firma war ich Direktorin, also, ich hatte eine richtig super Stelle mit viel Verantwortung gehabt. Bei dieser Arbeit war ich sehr erfolgreich und ich habe gute Geschäfte gemacht“. Mit ihrer Selbstpräsentation als Frau mit Führungserfahrungen in einer internationalen Firma sowie als Verantwortliche von Mitarbeitenden verweist sie auf ihren hohen Status und das damit verbundene Prestige. Darüber hinaus zeigt sie sich auf der Präsentations-ebene als gut qualifizierte Migrantin, der es in der Schweiz gelungen ist, einen vergleichbaren Lebensstandard beizubehalten, den sie in ihrem Herkunftsland gewohnt war. Hierbei ist anzumerken, dass sie sich, trotz unverändertem Lebensstandard im Vergleich zu ihrem Herkunftsort, zu Beginn der Migration in einer fragileren Lebens-situation befand. Resümierend kann aber festgehalten werden, dass sich zu Beginn ihrer Lebensphase in der Schweiz weder ihre berufliche und soziale Positionierung verändert noch ihr kulturelles Kapital an Wertigkeit verliert.

Aus Leonor Castros berufsbiographischer Erzählung lässt sich deutlich rekonstruieren, dass sie voll und ganz in ihrer Arbeit aufging. Sie identifizierte sich mit dem Unternehmen, was sich in einer sehr hohen Arbeitsleistung und -zeit manifestierte. Ihre berufliche Tätigkeit bedingte darüber hinaus zahlreiche Geschäftsreisen nach Südamerika, die sie zwar als anstrengend empfand, ihr aber keine Probleme bereiteten. Schwierig war allerdings die für sie bislang unbekannte Erfahrung, in einer internationalen Grossfirma einen „Exotin-Status“ zu haben. Es folgt anschliessend ein Bericht über Stereotypisierungen. Die Biographin legt dar, dass sie nur kurze Zeit nach ihrer Ankunft in der Deutschschweiz bereits erste Differenz- und Stereotypisierungserfahrungen am Arbeitsplatz machte. Sie zeigt sich überrascht von diesen Erlebnissen. Als Leonor Castro in schnellerer Sprechweise aufgebracht von den erlebten Stereotypisierungen und Vorurteilen, aber auch von Kränkungen spricht, ist zugleich eine emotionale Betroffenheit in ihrer Stimme zu hören. Aus ihrer Erinnerung wählt sie einzelne Ereignisse im Kontext von Stereotypisierungserfahrungen im Arbeitsumfeld aus, die sie in Form einer szenisch-episodischen Darstellung⁸ rekonstruiert:

„Mich hat es immer gestört, dass sie mich immer als Exotin sahen. Mein Boss meinte: ‚Es ist sehr gut, dass eine exotische Frau wie Leonor bei uns arbeitet‘. Ich fühle mich alles,

8 Gemäss Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 146) gilt die szenisch-episodische Erzählung oder die Erzählung im engeren Sinne als „Vollform“ des Erzählens, die durch eine Reinszenierung des Geschehens sowie eine dramatisierende Form der Darstellung aus der Perspektive des damaligen Handelns und Erlebens charakterisiert ist.

ausser exotisch. Irgendwie habe ich immer das Gefühl gehabt, dass ich in der Schweiz immer so (...), dass sie Mexiko so exotisch wahrnehmen: ‚Chica, bella, fiesta, siesta, salsa, bonita⁹. Du bist so eine warmherzige Frau, du kommst aus einem warmen Land‘. Also nein, Mexiko ist nicht immer warm. Mexico-City ist scheisskalt. Sorry. Das hat mir gar nicht gepasst. Für mich bedeutet Mexiko gar nicht Wärme und Fiesta-Herz und ich habe mich selber gar nicht so als warmherzige, grosszügige, glückliche Frau gefühlt. Ich bin Juristin und ich wollte arbeiten und Geld verdienen. Das war alles. In Deutschland war das gar nicht so. Beim MBA-Studium in Frankfurt waren wir alle gleich. Da gab es Studenten aus ganz unterschiedlichen Ländern und jeder war anders. In der Schweiz wurde ich als Exotin wahrgenommen: ‚Wow, sie ist eine Exotin‘. Es nervt total dieses Exotische.“

In dieser Textpassage wird Leonor Castros Auseinandersetzung mit Erfahrungen der Ethnisierung und (Fremd-)Konstruktion von Identität sichtbar. Die lebendige Erzählung über ihre migrations- und geschlechterbezogenen Erfahrungen und Deutungen am Arbeitsplatz illustriert die Betroffenheit der Biographin durch jene Stereotypen, die gemeinhin Frauen aus Lateinamerika zugeschrieben werden. Mit dem Satz „Mich hat es immer gestört, dass sie mich immer als Exotin sahen“ führt sie in ein arbeitsbiographisch zentrales Thema ein. Leonor Castro entspricht als gebildete, berufserfolgreiche und alleinlebende Frau offenbar nicht dem vorherrschenden Stereotyp „der Lateinamerikanerin“. Sie selbst interpretiert diese Erfahrungen als eine Stereotypisierung der ‚mexikanischen Frau‘. Durch die Verwendung des Adverbs „immer“ veranschaulicht die Erzählerin, dass sie oft von Stereotypisierungen betroffen war. Auffallend ist, dass die Biographin in dieser Interviewpassage mehrfach das Personalpronomen „sie“ verwendet, was sie nicht näher bestimmt. Die Analyse legt die Annahme sehr nahe, dass sich die Biographieträgerin auf ihren Vorgesetzten und auf ihre vorwiegend männlichen Mitarbeitenden bezieht, zumal sie über ihre Erfahrungen bei der Arbeit spricht. Der zweite Satz belegt diese Annahme mit „mein Boss“. In ihrer Narration zeigt sich deutlich, wie ihre Arbeitskollegen kulturalisierende Stereotype reproduzieren. Anschliessend reinszeniert die Biographin durch Nachahmung der Stimme ihres Vorgesetzten aus der damaligen Erlebensperspektive das Geschehen. Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 231) verweisen darauf, dass diese Dialogwiedergabe vor allem bei Konfrontationen verwendet wird. Die Erzählerin oder der Erzähler gibt dabei den Kontrahenten mit verstellter oder karikierter Stimme wieder, um auf diese Weise die negativen Eigenschaften zu vermitteln, die ihm zugewiesen werden. Die autobiographische Erzählung von Leonor Castro zeigt, dass an ihrem äusseren Erscheinungsbild eine Exotisierung festgemacht wird. Aufgrund des nicht-schweizerischen Aussehens der Biographin erfolgt eine Einteilung in „Wir“ und „die Anderen“, um mit Beck-Gernsheim (2004) zu sprechen. So wird Leonor Castro als „nicht von hier“ betrachtet und gilt dadurch in ihrem beruflichen Umfeld als „nicht-zugehörig“. Die exotisierende Darstellung der Biographin, die aus subjektiver Perspektive geschildert wird, kann meines Erachtens in ihrer Bedeutung als ein rassistisch anmutendes Erlebnis der Biographin am Arbeitsplatz analysiert werden.

9 Die Ausdrücke „Chica, bella, fiesta, siesta, salsa, bonita“ lassen sich mit „Mädchen, schön, Feier, Mittagsruhe, Gesellschaftstanz aus Lateinamerika, hübsch“ übersetzen.

Im vierten Satz dieses Zitats reinszeniert Leonor Castro mit erhobener Stimme, die eine Mischung aus Wut und Empörung aufweist, ihr erzähltes Ich, um mit Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 24) zu sprechen. Dabei distanziert sie sich nachdrücklich von den geschlechterrollenkonformen Zuschreibungen sowie den ethnisierten Kategorien und zwar, dass Lateinamerikanerinnen als besonders liebevolle Frauen gelten, die in erster Linie sorgende Haus- und Ehefrauen seien, gerne kochen und den Haushalt machen und keine Berufsambitionen hätten. Ausserdem kritisiert sie das vorherrschende Bild der heissblütigen und temperamentvollen Lateinamerikanerin, die sexy und sinnlich ist, eine ausgeprägte Liebe zur Musik und Rhythmus im Blut hat, rund um die Uhr leidenschaftlich gerne Salsa tanzt und immerzu feiert sowie eine unermüdliche und lebensbejahende Einstellung aufweist. Leonor Castros Kritik lässt sich dahingehend interpretieren, dass sie aufgrund ihres lateinamerikanischen Aussehens sexuelle Andeutungen oder Anmache am Arbeitsplatz erlebt hat. An der Wortwahl „chica“, „bella“ und „bonita“ lässt sich ferner ablesen, dass die Biographin die als Komplimente getarnten Kommentare über ihr Äusseres als sexistisch zu bewerten scheint. Komplimente am Arbeitsplatz, die sie als lateinamerikanische Frau auf ihr äusseres Erscheinungsbild reduzieren, führen dazu, dass sie auf eine erwartete Geschlechterrolle festgeschrieben wird: sie hat primär gut auszusehen und es steht weniger ihre Leistung in Vordergrund. Insbesondere Lateinamerikanerinnen sehen sich oft mit Bemerkungen zu ihrem Aussehen konfrontiert. Dagegen wehrt sich Leonor Castro resolut.

Die Formulierung „Du bist so eine warmherzige Frau, du kommst aus einem warmen Land“ widerlegt sie anschliessend. Sie verweist darauf, dass es sich bei der Warmherzigkeit um einen persönlichen Wesenszug handelt und nicht um eine Eigenschaft, die vom Wetter oder dem Herkunftsort abhängt. Das zugeschriebene Charakteristikum der „warmherzigen Mexikanerin“ lässt sich hier als positives Stereotyp deuten, das die Biographin aber klar ablehnt. Leonor Castros unmittelbare emotionale Beteiligung während sie die Aussenwahrnehmung Mexikos darstellt, lässt sich am vorübergehenden Wechsel auf einen vulgärereren Sprachstil klar erkennen: Durch die Verwendung des Ausdrucks „scheisskalt“ äussert sie unverstellt ihren Ärger. Diese Ausdrucksweise, die unüblich für die Biographin ist, da sie während der Interviews eher bemüht ist, sich gepflegt auszudrücken, übernimmt hier die Funktion einer Bewältigung angestauter unangenehmer Gefühle. Ihre aufgebrachte Gemütsregung wird durch den Ausruf „also nein“ verstärkt. In dieser Passage wird gleichzeitig deutlich, dass neben der Migration das Geschlecht eine weitere wesentliche Kategorie ist, auf der Stereotypen und Vorurteile im beruflichen Lebensbereich der Biographin basieren.

Stigmatisierungserfahrungen am Arbeitsplatz vermitteln der Biographin das Gefühl, beruflich wie auch menschlich nicht anerkannt zu werden. Mit der nachfolgenden Aussage: „Ich bin Juristin und ich wollte arbeiten und Geld verdienen. Das war alles“ verdeutlicht Leonor Castro, wie sie als Person gesehen werden will. Sie distanziert sich klar von den stereotypen Darstellungen. Dabei scheint sie einfordern zu wollen, als gebildete Frau und aktive Teilnehmerin am Arbeitsmarkt wahrgenommen zu werden, als Frau, die durch ihre berufliche Tätigkeit eine ökonomische und soziale Position in der Aufnahmegesellschaft erringen will. Die Selbstkonstruktion als selbstbewusste und willensstarke Akteurin kontrastiert allerdings hier zu ihrem Innenleben, das sie mit den Worten, keine „glückliche Frau“ zu sein, beschreibt.

Der Vergleich mit Deutschland veranschaulicht im unteren Textabschnitt, dass sie die erlebten Vorurteile in der Schweiz so nicht erwartet hatte. Gewohnt, an der deutschen Universität mit internationalen Studierenden zusammen zu sein, für die Herkunft keine Rolle spielte, zeigt sie sich von den negativen Erfahrungen am Schweizer Arbeitsplatz erstaunt. In ihren Äußerungen lässt sich erkennen, dass sie sich selbst sowie ihre nicht-deutschen Mitstudierenden nicht als Fremde betrachtet, sondern rekurriert auf die Selbstbeschreibung „anders“. Aus ihrer Schilderung resultiert, dass sie in Deutschland freundlich aufgenommen wurde und dieses Land somit als einen Ort symbolisiert, an dem sie sich gesellschaftlich akzeptiert fühlt. In ihrem schweizerischen Arbeitsumfeld hingegen fühlt sie sich zum ersten Mal als „eine Ausländerin“ wahrgenommen und als fremd behandelt. Die Gegenüberstellung dieser wahrgenommenen Gleichbehandlung während ihrer Studienzeit in Deutschland und den Differenzenerfahrungen im Berufsumfeld in der Schweiz betont nochmals klar den von ihr empfundenen Kontrast zwischen den zwei Aufnahmeländern.

Es wird sichtbar, dass sich Leonor Castro gegen die vorhandenen Stereotype, die sowohl positive als auch negative Zuschreibungen enthalten und im Gewande des Exotismus daherkommen, durchzusetzen versucht. Vehement wehrt sie sich im Berufsalltag gegen die Stereotypisierungen und Ethnisierungen aufgrund ihres Phänotyps und ihrer lateinamerikanischen Herkunft. Sie verweist auf ihr Selbstverständnis, sich als Mexikanerin in keiner Weise als „anders oder unterschiedlich“ zu empfinden. Die Formulierung „Ich fühle mich alles, ausser exotisch“ dokumentiert deutlich ihr Unverständnis und ihr Unbehagen, dass sie von ihren BerufskollegInnen als „Exotin“ wahrgenommen wird. Sie bezieht eine klare Gegenposition zur Kategorisierung der „positiven Anderen“. In Leonor Castros Selbstdarstellung lässt sich gleichzeitig ablesen, dass sie im Umgang mit den gängigen Stereotypen und Verallgemeinerungen über lateinamerikanische Frauen empört reagiert und diese anklagt, wie sie mit erhobener Stimme „Es nervt total dieses Exotische“ ausdrückt.

Differenzkonstruktionen und Selbstpositionierung im Berufsleben

In der Darstellung der erlebten Stereotype im Berufsleben wird Leonor Castros Gefühl fehlender Akzeptanz und Gleichwertigkeit mit ihren Mitarbeitenden transportiert. Dieses Gefühl weist eine lebensgeschichtliche Relevanz auf. Dies zeigt sich auch in der fortgeführten Erzählung über weitere Differenzenerfahrungen aus ihrem Berufsumfeld:

„Ja, ich bin solchen Vorurteilen begegnet. Sie meinen es gut (...), die Leute sagen: ‚Wir meinen es gut mit diesen Vorurteilen‘. Sie denken, dass ich als Mexikanerin mit einem Fiesta-Herz und in einer Fiesta-Welt lebe, oder? Oder dass wir immer unpünktlich sind. Aber ich bin die Pünktlichkeit in Person, makellos pünktlich bin ich. Und dann, das war auch so eine Sache, ein Arbeitskollege, also ein Schweizer aus der gleichen Firma in XX-Stadt, das ist kaum zu glauben, hat mich gefragt, ob es in Mexiko Autos gibt. Als ob ich aus dem Dschungel komme, also wirklich (...). Und ja (...), ich musste mir immer solche Sachen anhören, weil (...), sie merken gar nicht, dass (...).“

Aus dieser Passage geht deutlich Leonor Castros Selbstpositionierung als Frau mexikanischer Herkunft hervor, die im beruflichen Umfeld mit stereotypen Vorstellungen und benevolenten Vorurteilen seitens ihres Vorgesetzten und ihrer männlichen

Arbeitskollegen konfrontiert ist: „Sie denken, dass ich als Mexikanerin mit einem Fiesta-Herz und in einer Fiesta-Welt lebe, oder?“. Mit dem Rückversicherungspartikel „oder“ scheint sie sich vergewissern zu wollen, dass ich als Interviewerin ihre biographische Erfahrung mit Kulturalisierungen und stereotypen Zuschreibungen sowie gängigen Assoziationen wie etwa „Mexiko – Fiesta – überschwängliche Lebensfreude“ verstehe. Es wird deutlich, dass nicht nur negativ, sondern auch positiv gemeinte Stereotype und Vorurteile „der“ Lateinamerikanerin, die entweder idealisiert oder romantisiert wird, zur Ungleichwertigkeit beitragen und somit bereits eine Art der Ausgrenzung darstellen.

Leonor Castros Aussage „Sie meinen es gut“ veranschaulicht die Schwierigkeit, Rassismus zu identifizieren, der hinter scheinbar harmlosem Lob sowie der Betonung zugeschriebener stereotyper Merkmale verborgen ist. Es fällt auf, dass positive, herzlichkeitsbezogene Zuschreibungen kompetenzbezogenen Zuschreibungen wie Leistungs- und Durchsetzungsstärke, Fleiss und Effizienz vorgezogen werden. Man kann das so interpretieren, dass Leonor Castros Arbeitskollegen ihr „exotisches Anderssein“ hervorheben, weil sie sie vermutlich als Rivalin betrachten und die Biographin daher als Bedrohung für ihren eigenen sozialen Status am Arbeitsplatz wahrnehmen.

Während die Erzählerin zwar Betroffenheit über die erlebten natio-ethno-kulturellen und sexistischen Fremdzuschreibungen äussert, präsentiert sie sich als Widerständige und Agierende. In diesem Kontext konstruiert sie sich weniger als „Opfer“ aufgrund erfahrener Stereotypisierungen und Vorurteile, sondern nimmt vielmehr eine Angriffshaltung ein. Diese Selbstpositionierung kann auch als eine Strategie der Selbstermächtigung gedeutet werden, die mit einer Opferhaltung nicht kompatibel wäre. Dabei zeigt sie als Reaktion auf die Angriffe der Mitarbeitenden ihr Aktivitätspotential. Offensiv weist Leonor Castro nicht nur die positiven, sondern auch die negativen Zuschreibungen deutlich von sich. So widersetzt sie sich in aller Deutlichkeit in der Selbstbeschreibung dem Generalverdacht, LateinamerikanerInnen seien im Gegensatz zu SchweizerInnen per se unpünktlich, und betont ihre Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit. Sie zeigt sich erbost darüber, ständig beweisen zu müssen, dass sie nicht dem kulturellen Stereotyp der notorisch unpünktlichen Migrantin entspricht. Ihre prononcierte Abwehrhaltung und Skandalisierung der als Unrecht empfundenen Stigmatisierung lässt sich als Reaktion auf erlittene Kränkung und Scham sowie als Reaktion auf die Bedrohung der eigenen Person verstehen. Ihr inneres Auflehnen gegenüber Zuschreibungen von Andersartigkeit im beruflichen Lebensbereich sowie der Widerstand gegenüber LateinamerikanerInnen zugeschriebenen negativen Eigenschaften kann als eine Verteidigungsstrategie verstanden werden, um den Selbstwert zu schützen. Leonor Castro zeigt sich also kämpferisch in schwierigen Lebenssituationen, um dadurch biographisch handlungsfähig zu bleiben.

Die Biographin stellt die Erfahrung als „exotisch“ am Arbeitsplatz betrachtet zu werden als eine Kränkung dar, weil sie sich dadurch als nicht gleichwertig und als „Fremde“ markiert fühlt. Sie relativiert und verharmlost gleichzeitig aber diese negativen Erlebnisse, indem sie anfügt, dass die Mitarbeitenden gute Absichten trotz ihrer Vorurteile hätten. Damit versucht sie eine sinnhafte Erklärung zu finden und Verständnis aufzubringen. Die erlebte Differenzerfahrung unterstreicht allerdings ihren Migrantin-Status, der nicht wertfrei, sondern mit einem Stigma behaftet ist. Die Relativierung kann deshalb als Abwehrreaktion verstanden werden, um ein Gefühl der Ablehnung abzufedern und so ihr Selbstwertgefühl zu schützen.

Die biographische Bedeutsamkeit der Erfahrung, im Berufsleben als Exotin stereotypisiert zu werden, kommt immer wieder zum Ausdruck, da Leonor Castro den Aspekt der Exotisierung von Frauen aus Mexiko oft wiederholt. Sie äussert, dass sie sich nicht in ihren individuellen Fähigkeiten sowie als gut qualifizierte Frau und Führungskraft wahrgenommen fühlt und verdeutlicht, dass nicht ihr Wissen und ihre Kompetenzen im Vordergrund stehen, sondern ethnische Kategorien.

Im Weiteren folgt im Text eine Ankündigung „Und dann, das war auch so eine Sache“, mit der sie die Erzählwürdigkeit der Geschichte begründet und die Bedeutsamkeit des Folgenden unterstreicht. Auf den ersten Blick mag die Frage des Arbeitskollegen, ob es im Herkunftsland der Biographin Motorwagen gibt, als eine scheinbar „harmloses“ Erkundigen nach der Verkehrssituation in Mexiko erscheinen, die vielleicht nicht rassistisch gemeint war. Bei näherem Hinschauen scheint die Frage allerdings von einem eurozentristischen Denken geprägt zu sein, das auf der Vorstellung beruht, Mexiko stehe der Schweiz bezüglich technologischem Fortschritt und zivilisatorischer Entwicklung nach. Es entsteht auch der Eindruck, Leonor Castros Arbeitskollege stelle sich Mexiko als „unterentwickeltes Drittweltland“ vor, in dem sich die Menschen hauptsächlich „auf Eseln reitend“ fortbewegen. Seine Frage impliziert so einen angeblichen Modernisierungsrückstand, was subtil eine Abwertung der Herkunftsregion der Biographin bedeutet, aber nicht gleich als solche erkennbar ist. Die Frage des Arbeitskollegen, „ob es in Mexiko Autos gibt“, lässt sich also als unterschwelliger Alltagsrassismus deuten.

Die anschliessende Aussage Leonor Castros „Als ob ich aus dem Dschungel komme“ veranschaulicht, dass sie die Frage des Kollegen als eine rassistisch anmutende Äusserung wahrnimmt, die bei ihr Gefühle der Scham, aber auch der Erzürrnung hervorruft. Ihr ohnmächtiger Zorn kann hier als emotionale Reaktion gedeutet werden, mit der sie auf einen Schmerz reagiert und zeigt, dass eine Grenze überschritten wurde. Sie definiert sich als Frau mit akademischer Bildung, mit akademischem Familienhintergrund sowie als Tochter aus einem städtischen oberen Mittelschichtshaushalt, der in Mexiko über kulturelles, ökonomisches und soziales Kapital verfügt, und aus einer Metropole mit über 20 Millionen Einwohnern kommt. Rassismus im Berufsleben zeigt sich an dieser Grenzüberschreitung des Kollegen in seiner subtilen Form. Zugleich veranschaulicht ihre Exklamation ihren Ärger und ihre Machtlosigkeit. Das negative Bild einer Mexikanerin, das ihr Arbeitskollege von ihr zu zeichnen versucht und damit sein Gefühl der Überlegenheit sowie Macht zu demonstrieren scheint, alarmiert die Biographin so sehr, dass sie es so nicht stehen lassen will. Sie reagiert unwirsch auf die Bedrohung ihres Selbstbildes und wehrt sich gegen diese Herabwürdigung. Die Verwendung der Wörter „also wirklich“ untermauert ihre emotionale Entrüstung. Sie scheint sich im beruflichen Alltag rassistisch beleidigt sowie als unzivilisierter und rückständiger Mensch stigmatisiert zu fühlen. Leonor Castro steht dieser verletzenden Äusserung fassungslos und zugleich entsetzt gegenüber, was sie mit den Worten „kaum zu glauben“ zum Ausdruck bringt. Gleichzeitig betont sie mit dieser Bewertung den Ausnahmecharakter dieser Erfahrung.

Die biographische Relevanz für Leonor Castro, im Berufsalltag zum Ziel rassistisch motivierter Vorurteile und ethnisierender Stereotype zu werden, liesse sich auch im Kontext der Wiederholung der biographischen Erfahrung, als Indigene in Mexiko beschimpft worden zu sein und sich ausgeschlossen gefühlt zu haben, verorten. Die Erinnerung an die Stigmatisierungserfahrung könnte somit als ein weiterer Grund

für ihre starke emotionale Reaktion herangezogen werden. Insgesamt lässt sich bei der Biographin beobachten, dass sie als Strategie des Widerstandes gegen negative Zuschreibungen und Defizitkonzepte über Migrantinnen aus Lateinamerika mit Aufbegehren reagiert, sich wehrt und darauf verzichtet, eine Opferhaltung einzunehmen.

An der Frage des Arbeitskollegen lässt sich deutlich erkennen, dass die Erzählerin einer „Othering-Erfahrung“¹⁰ am Arbeitsplatz ausgesetzt ist. Wie Castro Varela und Mecheril (2016: 16) beschrieben haben, produzieren und bestätigen rassistische Zuschreibungen – teilweise subtil und unabhängig von den Absichten der beteiligten AkteurInnen – Verhältnisse der Dominanz zwischen zwei Gruppen mit Hilfe von Herabwürdigungsprozessen. Leonor Castros Mitarbeitender teilt offenbar Menschen in Gruppen ein, indem er eine Unterscheidung zwischen „wir“ und „sie“ vornimmt. Seine abwertende Haltung drückt aus, dass er mögliche Differenzen zwischen der „Wir“-Gesellschaft und „den Anderen“ damit gleichsetzt, die eine Gruppe für höherwertig und die andere für minderwertig zu halten. Dabei bewertet er „sie“, in diesem Fall „die Mexikaner“ als unzivilisiert, rückständig, wenig entwickelt, während für ihn „wir“, hier „die Schweizer“, zivilisiert, modern und fortschrittlich sind. Ob der rassistisch anmutende Spruch des Arbeitskollegen aus einem Konkurrenzgefühl heraus gemacht wurde, bleibt unklar.

Im letzten Satz bricht Leonor Castro ihre Erzählung ab, ohne das Pronomen „sie“ zu präzisieren, wobei davon ausgegangen werden kann, dass ihre ArbeitskollegInnen und Vorgesetzten gemeint sind. Der Satzabbruch am Ende der Passage „sie merken gar nicht, dass (...)“ könnte darauf verweisen, dass es ihr unangenehm ist über ihre Erfahrungen zu sprechen und sie daher den wesentlichen Teil des Satzes nicht ausspricht. In diesem Sinne könnte der unterbrochene Satz als Ausdruck ihrer Ergriffenheit gedeutet werden. Ergriffen darüber, dass ihre Mitarbeitenden und Vorgesetzten, denen Einfühlungsvermögen zu fehlen scheint, offenbar nicht bewusst ist, mit ihren stigmatisierenden und rassistischen Zuschreibungen und stereotypisierenden Worten verletzen zu können. Der unvollendete Satz von Leonor Castro kann hier als Resultat von Abwehr verstanden werden, bei der sie ihre Erinnerung an schmerzhaft Erfahrungen nur soweit ausspricht, dass sie nicht bedrohlich werden. Es wird auch deutlich, dass die Biographin ausbleibende Anerkennung und zwischenmenschliche Wertschätzung am Arbeitsplatz auf ihre Zugehörigkeit zu einer Minderheit zurückführt und beides sich auf ihr psychisches Befinden auswirkt.

Insgesamt scheinen diese belastenden Rahmenbedingungen des beruflichen Umfeldes in Leonor Castro ein beklemmendes Gefühl zu hinterlassen: Sowohl hat sie das Gefühl, bei der Arbeit nicht willkommen zu sein als auch, auf ihre „exotische Andersartigkeit“ reduziert zu werden. Es kann angenommen werden, dass diese Erfahrungen am Arbeitsplatz eine psychosoziale Bedeutung in der biographischen Entwicklung Leonor Castros einnehmen.

10 Das Konzept des „Otherings“, das als eines der wichtigsten Konzepte postkolonialer Studien gilt und auf den Literaturwissenschaftler Edward Said zurückgeht, beschreibt den Prozess des „Fremdmachens“. Der Mechanismus des „Otherings“ besteht nicht nur in der Differenzierung des „Eigenen“ vom „Anderen“, sondern dient auch dazu, bestimmte Menschen von einer gesellschaftlich dominanten Wir-Gruppe als nicht dazugehörig abzugrenzen (Castro Varela und Dhawan 2004: 66).

Einsamkeitserfahrungen in der Migration

Nach einer kurzen Pause führt Leonor Castro ihre biographische Selbstpräsentation nun weiter und berichtet über ihre weitere Berufsbiographie in der Schweiz. Aus der Erzählung ihrer Migrationsgeschichte wird ein reflexiver Zugang zu ihren Erfahrungen deutlich. Die emotionale Belastung im Zusammenhang mit der Anfangszeit der Migration wird durch das Gefühl des Alleinseins vermittelt. Im Berufsalltag leistete Leonor Castro intensiven Einsatz, wie sie nicht vergisst zu betonen, im ausserberuflichen Alltag empfand sie Einsamkeit. Nachfolgend führt die Biographin die Zeit des Sich-Einlebens in einem neuen Land aus. Dabei erzählt sie wenig detailliert und scheinbar distanziert, doch die dazugehörigen Emotionen stehen im Raum:

„Ich war zwei Jahre in XX-Stadt, aber ich habe mich nicht angenommen gefühlt (...). Ich hatte keinen Kontakt zu niemand gehabt. Ich war sehr einsam (...), aber, wenn ich arbeitete, und ich habe immer viel gearbeitet, ja, dann war es gut (...). Ich hatte mir eine Wohnung gegenüber der Firma gemietet und als ich nach Hause kam und alleine war, habe ich nur gesoffen (lacht).“

Dieser Erzählabschnitt steht in grossem Gegensatz zur vorherigen Beschreibung des mühelosen Zuzugs in die Schweiz. Aus der rückblickenden Perspektive thematisiert Leonor Castro schwierige Migrationserfahrungen und rekonstruiert die Migration nicht mehr als problemlos. Vielmehr wird die Einreise in die Deutschschweiz als biographischer Einschnitt dargestellt. Es ist auffällig, dass sie sich nicht mehr als erfolgsverwöhnte Frau präsentiert, auch das im Gegensatz zur vorherigen Selbstdarstellung. Zunächst rahmt sie die Erzählung durch ihre Äusserung ein: „Ich war zwei Jahre in XX-Stadt, aber ich habe mich nicht angenommen gefühlt“. Damit gewährt sie einen Einblick in ihr Innenleben. Sie veranschaulicht ihr Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit und des sich Nicht-Akzeptiert-Fühlens. Wenngleich unklar bleibt, ob es sich um Ablehnungen im gesellschaftlichen oder im beruflichen Kontext handelt, kann vermutet werden, dass sie sich hier auf beides bezieht.

In den darauffolgenden Zeilen wird deutlich, dass als Folge des Verlassens ihres Herkunftslands und des dazugehörigen Bezugssystems die ersten beiden Jahren ihres Aufenthalts in der Schweiz mit Einsamkeitsgefühlen verbunden sind, wie das Zitat „Ich war sehr einsam“ in aller Klarheit bezeugt. Es ist zu vermuten, dass diese Phase der Trennung von Familie und FreundInnen in Mexiko zu einer erhöhten Vulnerabilität hinsichtlich psychischer Erkrankungen führen kann. Es scheint, als habe die Biographin die Herausforderungen einer Migration, die einen Wechsel zu einem neuen soziokulturellen Umfeld bedeutet sowie mit vielen Veränderungen und häufig mit einem Verlustschmerz verbunden sind, möglicherweise unterschätzt. Sie hat offenbar nicht damit gerechnet, während der Anfangszeit der Migration mit diesen Schwierigkeiten konfrontiert werden zu können. Vielmehr scheint sie auch in der Schweiz von einer beruflichen wie auch einer sozialen Anschlussfähigkeit und Akzeptanz ausgegangen zu sein. Ihre Darstellungsweise erweckt ferner den Eindruck, dass die Biographin der Annahme war, einem kosmopolitischen und weltoffenen Land zu begegnen, das Zugezogene willkommen heisst. Die Bilanzierung dieser Lebensphase lässt erkennen, dass die Hoffnung auf ein neues und erfülltes Leben, die mit der Migration einherging, einer Enttäuschung weicht. Diese macht Leonor Castro vor allem an ihren fehlenden sozialen Kontakten und damit verbundener Einsamkeitserfahrung

fest. Hinter der Enttäuschung befindet sich letztlich ein Schmerz: sich abgelehnt fühlen und sich als nicht zugehörig zu erleben. Diese Gefühle der sozialen Ablehnung und Einsamkeit stehen in Kontrast zu ihren Erfahrungen während ihres Deutschlandaufenthalts als Studentin, wo sie sich angenommen fühlte, zahlreiche KommilitonInnen hatte und voller Vorfreude und Neugier auf Neues und Unbekanntes blickte.

Im weiteren Textabschnitt folgt unvermittelt eine positive Evaluation der Berufstätigkeit, die sich auf ihr psychisches Wohlbefinden ausgleichend auszuwirken scheint: „Aber wenn ich arbeitete, und ich habe immer viel gearbeitet, ja, dann war es gut“. Die Aussage veranschaulicht, dass trotz grosser Arbeitsleistung, ihre Konzentration auf den Beruf sowie das Tätigsein sie tagsüber vom Gefühl des Alleinseins ablenkt. Damit zeichnet sich in der ersten Migrationsphase die Funktion ihrer Arbeit deutlich ab: Sie ist ein Ersatz für Einsamkeit und Isolation. Es ist zudem davon auszugehen, dass Leonor Castro für ihre ausgeprägte Leistungsbereitschaft bei der Arbeit Anerkennung und Wertschätzung erfährt, was ihr guttut. Daher flüchtet sie sich in Beschäftigung. In ihrer Selbstdeutung betrachtet sie Leistungs- und Arbeitswilligkeit als positive Eigenschaften, die ihr Wesen konstituieren, und nicht als ein reaktives Verhalten. Eine andere Lesart wäre, dass sie aus der Furcht, als Migrantin beruflich zu versagen, eine gesteigerte Arbeitsleistung an den Tag legt.

Leonor Castro pflegte auch in ihrer Freizeit keinen Kontakt zu Personen aus Lateinamerika, wie sie mir im Nachfrageteil sagte. Somit hatte sie in den ersten Jahren der Migration keine FreundInnen oder Familienangehörige, denen sie sich anvertrauen oder mit denen sie sich austauschen konnte. Die Entzauberung durch fehlendes Zugehörigkeitsgefühl und Erfahrungen ethnisch-kultureller Fremdzuschreibungen, die sie als kränkend empfand, veranlassen die Biographin, sich innerlich zurückzuziehen. Somit wählt Leonor Castro sowohl den inneren als auch den äusseren Rückzug als individuelle Verarbeitungsstrategie im Umgang mit negativen Emotionen; eine Strategie, die sich bereits in ihrer Kindheitserzählung rekonstruieren liess.

Die Biographin macht nach dem Verweis, sich im Rahmen ihrer Berufstätigkeit wohlgefühlt zu haben, eine auffällig lange Pause. In der Erzählung über das Leben in der Migration wird zudem sichtbar, dass Leonor Castro für die Zeit ausserhalb der Arbeit Alkoholkonsum als Bewältigungsstrategie benutzt. Mit dem Trinken versucht sie sich offenbar von ihrer einsamen Situation abzulenken und dabei Gefühle zu verdrängen, die sie nicht aushalten kann. Dass „niemand da ist“, war unaushaltbar. Alkohol bietet ihr Ersatz für soziale Akzeptanz und Geborgenheit. Es scheint, dass sie sich nicht erlaubt zu fühlen, was sie fühlt, sondern ihre Gefühle unterdrückt. Das abendliche Alkoholtrinken nach der Arbeit als Reaktion auf diese neue und aufreibende Lebenssituation verdeutlicht gleichzeitig, wie viel sich durch die Migration in Leonor Castros Leben verändert hat und wie emotional überwältigend diese anfängliche Phase des Migrationsprozesses für sie ist. Der Rausch nach dem Alkoholkonsum kontrastiert symbolisch ihr Gefühl der Ernüchterung; eine Ernüchterung, die im Hinblick auf ihre Träume mit einer Desillusionierung einherzugehen scheint.

Das Feststellen dessen, was aus ihren anfänglichen Erwartungen und fast schon euphorisch anmutenden Gefühlen im Zusammenhang mit der freiwilligen Migration geworden ist, macht im vorliegenden Zitat einem resignierten Selbsthohn Platz. Einerseits lässt sich ihr Lachen am Satzende dahingehend deuten, dass sie sich von der Erinnerung an die Anfangszeit nach der Migration zu distanzieren versucht, andererseits soll das Lachen scheinbar ein Schamgefühl überdecken. Sie empfindet

Scham darüber, dass sie, auf der Suche nach Entspannung nach einem anstrengenden Arbeitsalltag und um Abstand von ihren Einsamkeitsgefühlen zu gewinnen sowie dem inneren und äusseren Erfolgsdruck standzuhalten, im Trinken eine Erleichterung findet. Allerdings lässt Leonor Castro in diesem Lebensabschnitt ihre Biographie nicht durch eine Verlaufskurveverfälschung beherrschen. Trotz drohender Krise zeigt sie sich in der Lage, handlungsaktiv zu bleiben. Sie erweist sich als fähig, ihr Leben intentional zu gestalten, indem sie ihre berufliche Verwirklichung und ihren Wunsch, die Karriereleiter zu erklimmen, weiterhin in den Vordergrund stellt.

Binationale Ehe und der Wunsch nach einer egalitären Beziehung

Als sie im Jahr 2005 ein lukratives Angebot von einer Schweizer Firma im Finanzbereich, die international ausgerichtet ist, bekam, nahm die Biographin dieses an. Sie erklärt dazu: „Ich wurde rekrutiert für die neue Stelle, also, ich musste mich nicht selber bewerben, weil ich gute Arbeit leistete und ja, sie haben mich mit Geld gelockt.“ Es fällt hier besonders ins Auge, dass Leonor Castro in ihrer Selbstpräsentation weiterhin bemüht ist, das Bild einer leistungsorientierten und kompetenten Frau zu vermitteln. Sie zeigt ein hohes Mass an Zufriedenheit und Selbstvertrauen in Bezug auf ihr eigenes Können. Hierbei bringt sie explizit ihren Berufserfolg mit ihrer Leistung und ihren persönlichen Fähigkeiten in einen Zusammenhang. Ihre Arbeitsleistung dient der positiven Selbstdarstellung. Es ist ersichtlich, dass die gute Bewertung ihrer Leistungskompetenz für ihr Selbstverständnis äusserst bedeutsam ist. Insgesamt wird evident, dass die Biographin in ihrer Erzählung immer wieder den hohen Stellenwert, den die Arbeit in ihrem Leben einnimmt, hervorhebt. Sie definiert ihren Selbstwert stark über ihre berufliche Tätigkeit. Diese Interpretation legt nahe, dass die Berufstätigkeit ein zentrales identitätsstiftendes Merkmal für Leonor Castro darstellt bzw. Teil ihrer personalen Identität ist.

Leonor Castro zog also in eine andere Grossstadt innerhalb der deutschsprachigen Schweiz um. Sie erzählt, dass sie in der neuen Firma zwar eine etwas niedrigere Position als zuvor innehatte, allerdings war ihr Gehalt wesentlich höher. Die neue Stelle bedeutete für die Biographin, weit mehr als die üblichen Arbeitsstunden arbeiten zu müssen, sich unter ständigem Zeit- und Termindruck zu befinden und mit viel Verantwortung konfrontiert gewesen zu sein. Darüber hinaus berichtet sie, dass sie in der neuen Firma „Head of Latin America“ war, was zahlreiche Geschäftsreisen nach Lateinamerika implizierte. Die Erzählerin präsentiert sich auch hier als beruflich ehrgeizige Frau, die es zu etwas bringen will. Mit dem Arbeitsstellenwechsel knüpfte sie neue Kontakte. Gelegentlich unternahm sie etwas mit ihren neuen ArbeitskollegInnen nach der Arbeit oder verabredete sich zu einem Feierabendgetränk. Diese neuen sozialen Kontakte standen in Kontrast zu der Erfahrung sozialer Isolation im vormaligen Wohnort. Es hat den Anschein, dass Leonor Castro ihre negativen Erfahrungen zu Beginn des Migrationsprozesses als handlungs- und orientierungserweiternde Erfahrungen konzipiert.

Während dieser Zeit, knapp zwei Jahre nach der Einreise in die Schweiz, lernt Leonor Castro ihren zukünftigen Ehemann kennen. Sie beschreibt die Begegnung mit ihm als: „Es war nicht Liebe auf den ersten Blick. Ich bin überhaupt nicht romantisch und solche Sachen, aber bei ihm hat es sofort gepasst“. Aus Freundschaft, so berichtet die Biographin, entwickelte sich mit der Zeit eine Liebesbeziehung, die schliesslich ein Jahr später zu einer binationalen Ehe führte. Sie war begeistert davon, dass er „sehr

ordentlich in seiner Art und Weise“ war, und fand ihn sehr attraktiv. Hier scheint sie selber das stereotype Bild des ordnungsliebenden, organisierten und zuverlässigen Schweizer Mannes zu implizieren. Er sei „verständnisvoller und anders als die Mexikaner“, sagt sie. Seine Umgangsformen und Höflichkeit entsprachen genau ihren Vorstellungen, wie ein Mann zu sein habe. Sie führt weiter aus: „Das Gute in der Schweiz ist, dass ich einen Mann gefunden habe, der für mich richtig ist, den ich in Mexiko nie hätte finden können, da bin ich mir sicher“. Die Biographin scheint mit dem Vergleich ihres europäischen Partners mit Männern aus Mexiko ihre Unzufriedenheit mit der Macho-Ideologie und den ungleichen Geschlechterverhältnissen in ihrem Herkunftsland zu illustrieren. Dabei schneiden die Männer aus Mexiko schlecht ab. Zugleich lässt sich eine Idealisierung des Europäers herauslesen. Leonor Castro führt weiter aus, bei ihrem Partner gleich eine „Stabilität“ gefunden zu haben. Ob sich hier die Biographin auf ein inneres Geborgenheitsgefühl oder sich darauf bezieht, dass sich beide Partner auf die Beziehung einlassen und das als Stabilitätsfaktor für ihre Ehe funktionierte, ist nicht eindeutig. Insgesamt äussert sich Leonor Castro sehr positiv über ihren Ehemann. Dabei betont sie, besonders von seinem ihr gegenüber rücksichtsvollen und aufmerksamen Verhalten beeindruckt gewesen zu sein. Die Hochzeit fand schliesslich in der Zentralschweiz an einem See statt, für die ihre Eltern, ihre Schwester und einige weitere Verwandte aus Mexiko angereist waren.

Ihr Mann, der in der Deutschschweiz als Sohn eines Österreicherers und einer Italienerin geboren wurde, wuchs zusammen mit seinem Bruder in einer Mittelschichtsfamilie mit wenig Bildungsaspiration auf. Die Eltern des Ehemannes hatten sich in der Schweiz kennengelernt. Leonor Castro berichtet weiter, dass ihr knapp zehn Jahre älterer Ehemann eine kaufmännische Ausbildung absolviert hatte und als Sachbearbeiter bei einer Versicherungsanstalt tätig ist. Ihr Mann weist somit ein geringeres Bildungsniveau und einen geringeren sozioökonomischen Status als sie auf. Die binationale Ehe, die in der Migration geschlossen wird, markiert einen Wendepunkt in Leonor Castros Biographie:

„Ich hatte einen Lebensplan, ein Ziel für mein Leben und ja (...), dann habe ich den Partner fürs Leben gefunden, weil wir die gleichen Ziele gehabt haben und dass er ein Europäer ist, ist für mich viel besser, weil (...) in meinem Fall gibt es nur positive Aspekte. Es ist (...), die Ehe ist schon schwierig an sich, es ist ein Nehmen und Geben, die ganze Zeit. Aber ich denke, es kommt darauf an, wie die Ehe konstruiert ist, oder? Was für ein Weg sich ein Ehepaar gewünscht hat. Wie z.B. beim Kinderwunsch (...). Das war nicht mein Plan und auch nicht von meinem Mann. Und genauso war es mit der Hausarbeit. Mir war immer (...) wie sagt man das auf Deutsch? Igualdad de género?¹¹ Genau, Geschlechtergleichheit. Ja, das ist etwas ganz Wichtiges, weil ich (...), ich habe ihm immer gesagt, dass (...), da es seine zweite Ehe war, dass ich völlig unabhängig bin und immer sein werde. Ja, für mich ist die Unabhängigkeit in der Partnerschaft sehr wichtig. Also, man unterstützt sich jeden Tag und man ist für einander da natürlich, aber wenn die Rollen nicht geklärt sind, dann wird es immer zu Konflikten kommen. Unsere Rollen waren immer sehr klar. Jeder arbeitet, jeder verdient sein eigenes Geld und wir beide machen unsere kleine Familie zu zweit. Ungefähr so. Also habe ich selber einen Ehevertrag gemacht, in welchem drinsteht, dass alles getrennt wird, dass mein Verdienst

11 Ich übersetze ihr den Begriff mit Geschlechtergleichheit.

meines ist und dass sein Verdienst seines ist. Ich habe aber nicht damit gerechnet, dass ich meinen Job verlieren würde.“

In diesem Textsegment wird deutlich, dass die Biographin unter der Stabilität, die sie weiter oben erwähnt hatte, ähnliche Vorstellungen beider Partner in einer Lebensgemeinschaft versteht, die die Ehe bestimmen. Ihr eigener biographischer Entwurf lässt sich mit ihrer binationalen Ehe vereinbaren. Vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen mit ihrem ehemaligen mexikanischen Verlobten, als sie merkte, eine Heirat würde das Ende ihrer Selbstbestimmung und wirtschaftlichen Unabhängigkeit als Frau bedeuten, verdeutlicht diese Passage, dass Leonor Castro bei der Wahl ihres europäischen Ehepartners vom Wunsch nach einer gleichberechtigten Geschlechterbeziehung geleitet ist.¹² Heiraten und trotzdem (finanziell) autonom bleiben, ist ihre Vorstellung eines erfüllten Lebens. Mit der Betonung der persönlichen Bedeutung von egalitären Verhältnissen innerhalb einer ehelichen Partnerschaft zeigt die Biographin nicht nur ihre Erwartung an Geschlechterverhältnisse, sondern auch, dass Heiraten im Rahmen von patriarchalen Geschlechterverhältnissen auf keinen Fall für sie in Frage kommt und sie keine geschlechtsspezifische Rollenerwartung erfüllen möchte. Die Passage verdeutlicht ferner, dass sich beide Ehepartner bei der Frage der Familiengründung einig sind und keine gemeinsamen Kinder wünschen. Dies lässt sich so deuten, dass Leonor Castro eine Vereinbarkeit von Beruf und Kindern für sehr schwierig hält. Dabei steht für sie offensichtlich die berufliche Verwirklichung im Vordergrund, während ihr Mann sowieso auf eine weitere Familienplanung zu verzichten scheint, da er zum Zeitpunkt der Eheschließung bereits ein sieben- und ein neunjähriges Kind hat. Ein Grund für die für ihn abgeschlossene Familienplanung ist womöglich auch seine finanzielle Situation.

Ihre binationale Ehe stellt für die Biographin keine wirtschaftliche Verbesserung dar. Im Gegenteil. Der Umstand, dass Leonor Castro zu diesem Zeitpunkt doppelt so viel wie ihr Ehemann verdient und er im Vergleich zu ihr einer status-niedrigeren Erwerbsarbeit nachgeht, ist für die Paarbeziehung nicht konfliktträchtig. Aus Leonor Castros lebensgeschichtlicher Narration lässt sich allerdings ein asymmetrisches Machtverhältnis zwischen ihr und ihrem Ehemann rekonstruieren. Im Vergleich zu ihrem Mann nimmt Leonor Castro in Bezug auf Bildung, Beruf sowie Schichtzugehörigkeit einen höheren Status ein. Zudem befindet sie sich als berufstätige Frau aufgrund ihrer finanziellen Ressourcen in einer machtvolleren Position innerhalb dieser binationalen ehelichen Beziehung. Ihr Mann, der in der Schweiz geboren ist, Schweizerdeutsch als Muttersprache spricht, äusserlich mit seinen hellen Haaren und heller Haut mitteleuropäisch aussieht und in der Schweiz seine Ausbildung absolvierte, nimmt indes auf einer symbolischen Ebene eine überlegene Position ein. Mit der binationalen Eheschließung erfolgt aber für die Biographin ein sozialer Statusabstieg, da letztlich ihre Familie einen höheren sozioökonomischen Status verglichen mit derjenigen ihres Mannes hat. Zu diesem Zeitpunkt ist der Machtunterschied zwischen der

12 Vgl. Riaño (2011: 266-267), die in ihrer Studie festgestellt hat, dass viele Migrantinnen kritisch gegenüber Geschlechterungleichheiten in ihren Herkunftsländern geworden sind. Einige Frauen nehmen an, durch die Heirat mit einem Europäer eine gleichberechtigte Beziehung als mit einem Mann aus ihrem Land einzugehen.

Biographin und ihrem Ehemann allerdings nicht so bedeutsam, dass dieser auf eine hierarchische Unterordnung eines jeweiligen Partners hinweisen würde.

In einer Hintergrundkonstruktion informiert Leonor Castro darüber, dass ihr Ehemann bereits einmal verheiratet war. Im Nachfrageteil spezifiziert sie, dass er in seiner ersten Ehe nach dem „traditionellen“ männlichen Ernährer-Modell lebte. Seine damalige Frau, eine Schweizerin, war nach der Geburt der Kinder nicht mehr berufstätig und kümmerte sich um die Kindererziehung und den Haushalt. Seit der Scheidung entrichtete er sowohl für seine zwei schulpflichtigen Söhne, die bei der Mutter leben, wie auch für seine Ex-Frau Alimente. Nach Bezahlung der Unterhaltungspflichten bliebe ihrem Mann nicht sehr viel Geld übrig, merkte die Biographin leicht verärgert an. Sie ist der Meinung, seine Ex-Frau könne ebenfalls erwerbstätig sein, da die Kinder inzwischen zur Schule gehen würden. Der Konstruktion von Differenz, die Leonor Castro selber vornimmt, liegt ein unausgesprochener, hierarchisierender Vergleich mit der Schweizer Ex-Frau zugrunde, die das Gegenteil der erfolgreichen und berufstätigen Frau verkörpert. Damit scheint Leonor Castro ihr eigenes emanzipiertes Verhalten unterstreichen zu wollen. Auffallend ist hier, dass ihr Ehemann offenbar keine Mühe hat, seine Versorgerrolle aufzugeben und von einem „traditionellen“ zu einem gleichberechtigten Geschlechterarrangement zu wechseln. Auf meine Frage, was sie mit „genauso war es mit der Hausarbeit“ meinte, explizierte sie im Nachfrageteil, dass zum damaligen Zeitpunkt die häusliche Aufgabenverteilung klar geregelt war. Da beide vollzeitbeschäftigt waren, hatten sie eine Haushaltshilfe angestellt, so wie Leonor Castro es in Mexiko gewohnt war. Die übrige anfallende Hausarbeit wurde gemeinsam erledigt. Damit distanziert sich die Biographin von herkömmlichen Geschlechterordnungen und verweist auf die hohe Bedeutung, die eine egalitäre Arbeitsaufteilung in der Ehe für sie hat.

Nach diesem Einschub kehren wir in der Erzählung erneut zur Beschreibung Leonor Castros Unabhängigkeit zurück, die sie auch als Ehefrau nicht aufgeben will. Mit der Aussage „dass ich völlig unabhängig bin und immer sein werde“ bringt sie deutlich ihr emanzipatives und autonomes Selbstverständnis zum Ausdruck. Daraus lässt sich Leonor Castros subjektive Relevanz ihrer Erwerbsarbeit rekonstruieren, die ihr nicht nur das Aufrechterhalten ihrer Selbstständigkeit ermöglicht, sondern auch die Möglichkeit die finanzielle Sicherheit ihres Lebens, den sozialen Status und ihre soziale Anerkennung beizubehalten. Für die Biographin stehen Erwerbstätigkeit und finanzielles Einkommen in einem direkten Verhältnis zu Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Einen potentiellen Verlust ihrer ökonomischen Selbstständigkeit scheint sie als Bedrohung und als Einengung ihres Handlungsspielraums als migrierte Frau zu betrachten. Mit einem Ehevertrag will die Biographin offenbar sicherstellen, dass sie ihre eigene finanzielle Autonomie bewahren kann. Für sie bedeutet die Eheschließung nicht das Aufheben der Grenzen zwischen Mein und Dein, sondern eher Gütertrennung, damit im Fall einer Scheidung ihr Vermögen von dem ihres Ehemannes getrennt bleibt. Gleichzeitig scheint sie ihrem Mann beweisen zu wollen, dass sie es nicht auf sein Geld abgesehen hat. Sie widersetzt sich so den gängigen Stereotypen und Vorurteilen über die materiellen Interessen von Lateinamerikanerinnen. Des Weiteren scheint sie sich vor den weitläufigen Anschuldigungen schützen zu wollen, dass Frauen aus Lateinamerika keine Liebesheirat eingehen, sondern als Opportunistinnen nur eine legale oder unbefristete Aufenthaltsbewilligung erlangen wollen bzw. eine Interessenehe mit einem Schweizer zum Zwecke einer Einbürgerung eingehen.

So zwingt der Ehevertrag in diesem Fall beide Partner vor der Hochzeit, über alle geschäftlichen Angelegenheiten zu sprechen, Leonor Castros mehrjährige Berufserfahrung als Juristin wird hier erkennbar. Am Ende des Abschnitts führt sie dann in das für sie biographisch äusserst relevante Thema ein: Den Verlust des Arbeitsplatzes.

Arbeitsplatzverlust und die Auswirkungen auf die psychische Gesundheit

Die nun folgende Passage gibt besonderen Aufschluss über eine wichtige biographische Station im Leben der Erzählerin: Sie thematisiert den Arbeitsplatzverlust fast drei Jahre nach ihrer Einstellung. Diesem schwerwiegenden Verlusterlebnis folgt Ende des Jahres 2007, viereinhalb Jahre nach ihrer Migration, die erste Erkrankung an einer Depression in der Schweiz.

„Und (...), und dann plötzlich bekam ich die Kündigung. Einfach so. Das war ein richtiger Schock in meinem Leben (...). Ich weiss bis heute noch nicht warum, weil, es gab kein Grund warum sie mich (...). Sie haben mich gerufen, also mein Vorgesetzter zusammen mit der Head of Human Resources und sie haben mir gesagt, ich sei eine ganz liebe Person, sie haben mich als Person sehr gerne, sie schätzen, dass ich ihnen viele Kunden gebracht habe, aber die Firma hat sich entschieden sich von mir zu trennen. Das war (...), das war echt schlimm. Ich verstehe immer noch nicht, was da passiert ist (...). Ich habe einen absoluten Schock bekommen. Und (...) danach kam eine ganz depressive Phase, wo ich fast meine Sachen gepackt habe. Nicht fast, ich habe meine Sachen gepackt und ich wollte wieder zurück nach Mexiko, weil (...) ohne Job wollte ich nicht bleiben. Aber da ich schon verheiratet war, sind wir geblieben.“

Dieser Textabschnitt dokumentiert eindringlich die Wirkung der Kündigung auf die Biographin. Es gilt im Folgenden diese Situation in den Kontext der gesamtbiographischen und migrationsspezifischen Erfahrungen Leonor Castros zu stellen. Der unfreiwillige Stellenverlust wird als eine dramatische Erfahrung erlebt, die mit einer Erlebensverlaufskurve verbunden ist. Vor dem Hintergrund des bisher Diskutierten lässt sich Leonor Castros erste Kündigungserfahrung in ihrem Leben als ein biographischer Bruch rekonstruieren. Ihr geht es in dieser Präsentation darum aufzuzeigen, wann ihre „depressive Phase“ einsetzte und wodurch sie bedingt wurde. In der Rekonstruktion zeigt sich, dass der Arbeitsplatzverlust für Leonor Castro eine enorme Belastung darstellt, die subjektiv sehr bedeutsam und von starken Emotionen geprägt ist. Die Entlassung erfolgte knapp drei Jahre nach ihrem Stellenantritt im Unternehmen ohne Vorwarnung. Die Ausdrücke „plötzlich“ und „einfach so“ zeigen, dass sie von der Kündigung völlig überrascht wird und gänzlich ahnungslos war.

Diese einschneidende Bedeutung der Kündigungserfahrung lässt sich dadurch begründen, dass Leonor Castros Laufbahn bisher immer gradlinig verlaufen war. Berufliche Rückschläge kannte sie nicht. Sie erlebt daher den abrupten Stellenverlust als ein massiv belastendes Lebensereignis, das eine seelische Erschütterung nach sich zieht. Das plötzlich hereinbrechende Ereignis ruft bei der Biographin heftige Gefühle hervor und löst eine umfassende Krise aus. Als Leonor Castro über diesen unerwarteten Verlust der Arbeitsstelle spricht, ist ihr Schmerz deutlich spürbar. Die zahlreichen Satzabbrüche und Pausen zeugen von der emotionalen Brisanz, die diese Erfahrung aufweist. Sie scheint die Kündigung zum damaligen Zeitpunkt als eine lebensbedrohliche Situation erlebt zu haben, in der ihr unerwartet das Fundament ihrer Existenz

entzogen wird. Vor dem Hintergrund ihrer Lebensorientierung, in der ihre Ausbildung und Berufstätigkeit von hoher Relevanz ist, stellt die Kündigung nicht nur eine starke Bedrohung für ihr psychisches Gleichgewicht dar, sondern insgesamt scheint sie ihr biographisches Gleichgewicht zu verlieren. Mit dem umgangssprachlichen Terminus „Schock“ beschreibt die Biographin ihre Gefühle in Folge dieser extremen psychischen Belastung. Tatsächlich kann eine Schockreaktion auf eine unerwartete Kündigung stattfinden, wie in der psychologischen und medizinischen Literatur (vgl. Lorenz und Rohrschneider 2014) dargelegt wird. Leonor Castros Wortwahl veranschaulicht, dass sie auf diese Belastungssituation mit Entsetzen, Unfassbarkeit und Unglauben reagiert, was ein Nicht-wahrhaben-Wollen suggeriert. Wie tiefgreifend die seelische Verletzung und die damit einhergehende Enttäuschung nach der Entlassung für die Biographin sein müssen, ist nur zu erahnen.

Die leidvolle Erfahrung, plötzlich arbeitslos zu sein, scheint Leonor Castro in diesem Moment auch als einen existentiellen Schock zu erleben, der von einem Gefühl der Handlungsunfähigkeit und einem emotionalen, physischen und mentalen Erstarren, quasi von einer Art Schockstarre, begleitet wird. Die Kündigung bedeutet nicht nur eine Verringerung ihres bisherigen Einkommens, sondern auf einen Schlag zerbrechen alle Zukunftspläne und -erwartungen. Die mehrfache Verwendung des Ausdrucks „Schock“, untermauert von den evaluierenden Adjektiven „richtigen“ und „absoluten“, illustriert die emotionale Intensität des Kündigungserlebnisses und damit einer Situation, der sie sich hilflos ausgeliefert fühlt.

Eine weitere psychische Belastung stellen ihre Unkenntnis des Kündigungsgrundes dar und die Art und Weise, wie ihr kündigt wurde. Leonor Castros Erzählung zeigt, dass ihr Vorgesetzter und die Human-Resources-Leiterin zwar ihre persönliche Wertschätzung äusserten, aber keinen sachlichen Grund, den sie hätte nachvollziehen können. So bewertet sie die Kommunikation als unfair, respektlos und verletzend. Die Formulierungen „Ich weiss bis heute noch nicht warum, weil, es gab kein Grund warum sie mich (...)“ und „Ich verstehe immer noch nicht, was da passiert ist“ zeigen deutlich, dass sich die Biographin selber die Entlassungsgründe nicht erklären kann und die wahren Gründe bis heute im Verborgenen liegen. Mit dem Satzabbruch lassen sich ihre Ohnmachtsgefühle gegen die als ungerecht erlebte Kündigungserfahrung erkennen. Dieses biographisch bedeutsame Ereignis ist offensichtlich bis zum Zeitpunkt des Interviews nicht ausreichend verarbeitet.

Hinsichtlich ihrer Berufsbiographie muss Leonor Castro, die ihr Selbstbewusstsein aus Leistung und Erfolg zieht, den unfreiwilligen Rauswurf als eine Beschämung, Entwürdigung und massive Kränkung empfinden. Ihre Bewertung „echt schlimm“ betont ihr negatives Erleben. Besonders angesichts ihrer Position in der Firma, die mit erheblichen Anforderungen verbunden war: Ständige Verfügbarkeit, Vielfliegerei und Überstunden, fühlt sie sich ungerecht behandelt. Mit ihrem ganzen Wesen setzte sie sich für das Unternehmen ein, als wollte sie damit beweisen, wie leistungsfähig sie war. Die Leistungsfähigkeit am Arbeitsplatz ging darüber hinaus mit dem Anspruch, den eigenen Leistungserwartungen gerecht zu werden, einher. Trotz andauernder Arbeitsbelastung blieb ihre ausgeprägte Leistungsbereitschaft ungebrochen. Ihr Beruf gab ihr Identität, Sicherheit und Bestätigung in ihrem Leben, sie zog daraus ihren Selbstwert. Umso schmerzhafter muss auf emotionaler, seelischer und physischer Ebene der ungewollte Austritt aus dem Unternehmen für die Biographin sein. Statt anerkannt zu werden für ihre geleistete Arbeit als kompetente Führungskraft sowie

für ihre Loyalität, wird sie vor die Türe gesetzt. In diesem Kontext kann durchaus von einem „Verlustschock“ gesprochen werden.

Dieses einschneidende Ereignis findet vor dem Krankheitsbeginn statt. Es ist evident, dass Leonor Castros Selbstsicherheit durch den Jobverlust schwer erschüttert wurde. Im Lichte ihrer totalen Ausrichtung auf die Berufstätigkeit scheint die Biographin die Kündigung als berufliche Niederlage und als Fehlschlag in ihrer Karriere zu empfinden. Hierbei sind mit grosser Wahrscheinlichkeit Scham- und Versagensgefühle freigesetzt worden und Scham darüber, dass es ihr nicht gelungen ist, ihre Arbeitsstelle als akademisch gebildete Migrantin zu behalten; dies insbesondere unter dem Aspekt, ihren Eltern beweisen zu wollen, es „schaffen“ zu können. Möglicherweise befürchtet sie auch, als Gekündigte von ihrem sozialen und familiären Umfeld diskreditiert zu werden und der gängigen Annahme ausgesetzt zu sein, die Kündigung selbst verschuldet oder grobe Fehler gemacht zu haben. Eine andere Interpretation wäre, dass sie selber anfängt zu glauben, schlechte Arbeit geleistet zu haben und somit die Schuld für die Kündigung nur bei sich sucht. Dadurch diskreditiert sie sich selbst und sieht sich als „Versagerin“. Dieses Gefühl des Versagens entspricht nicht ihrem Selbstbild einer erfolgreichen Frau. Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass der Verlust der Arbeitsstelle eine grosse Verunsicherung im Kontext der Migration und des Lebensentwurfes darstellt.

An dieser Stelle zeichnet sich eine Entwicklung des Verlaufskurvenpotentials ab, die sich nicht mehr aufhalten lässt und den Rahmen für die folgende Krankheitsverlaufskurve konstituiert. Mit der Formulierung „danach kam eine ganz depressive Phase“ beginnt sie mit dem Thema der psychischen Erkrankung. Dabei erkannte sie selber, dass sich im Zusammenhang mit der Entlassung ihr Gemütszustand verschlechterte und während dieser Zeit eine Depression einsetzte. Das Demütigende der unvorhersehbaren Kündigung wirkt sich offensichtlich auf ihre Psyche aus. Dieses Ereignis kränkt die Biographin sehr tiefgehend. Die daraus resultierenden Existenzängste, nicht mehr zu wissen, wie es weitergeht und hilflos zu sein, spielen eine eminente Rolle als Auslöser der Depression bei der damals 36-jährigen Migrantin. Vor allem für Migrantinnen wie Leonor Castro, die ihrer Berufstätigkeit einen ausserordentlich hohen Stellenwert für ihren Lebens- und Karriereentwurf beimessen, scheint eine Kündigung besonders schwer zu verarbeiten zu sein. Gemäss Faltermaier (2005: 98) haben psychische Belastungen nur dann negative gesundheitliche Auswirkungen, wenn sie nicht adäquat bewältigt werden können. Leonor Castros Erkrankung an einer Depression verdeutlicht, wie krisenhaft ihre Gefühle aufgrund des Stellenverlusts gewesen sein müssen und sie in dieser Situation nicht angemessen mit ihnen umgehen konnte.

Aus der Erzählung geht hervor, dass die Biographin in dieser schwierigen Lebensphase eine Rückkehr nach Mexiko nicht nur erwägt, sondern ihre Rückkehrabsichten umzusetzen versucht. Es scheint, als sehe sie im Verlassen der Schweiz einen Weg, mit ihren Verlusterfahrungen umzugehen, und zwar durch das Herstellen einer geographischen Distanz zum Ort der negativen Erlebnisse. Die Rückkehrintention fungiert demnach als Abwehr gegen Demütigung. Dieses Verhalten scheint sie in schwierigen Situationen zu wiederholen, wie wir bereits in ihrem Wunsch, von Mexiko wegzugehen, beobachten konnten. Die Rückkehr nach Mexiko kann auch als biographische Bewältigungsstrategie verstanden werden, um nicht einer beruflichen Perspektivlosigkeit zu verfallen, wie ihre Aussage „ohne Job wollte ich nicht bleiben“ deuten lässt. Möglich wäre auch, dass die Biographin im Lichte der psychischen Erkrankung mit

ihren Rückkehrintentionen soziale Unterstützung verbindet. Wenn es darauf ankommt, scheint sie auf die Hilfe ihrer Eltern zählen zu können, wie noch an anderer Stelle zu sehen sein wird. Mit den Rückkehrplänen verdeutlicht sie, in schwierigen Lebensumständen realisieren zu können, was sie in Mexiko durch die Migration alles aufgegeben hat.

Da die Erzählerin allerdings verheiratet ist und man davon ausgehen kann, dass ihr Ehemann im Hinblick auf seine familiäre Verantwortung als Vater zweier minderjähriger Kinder an die Schweiz gebunden ist, gibt die Biographin ihr Rückkehrprojekt auf. Deutlich wird, dass Leonor Castros Wunsch, mit ihrem Mann zusammenzubleiben, grösser ist als das Realisieren ihres berufsbiographischen Entwurfs, den sie in ihrem Herkunftsland ohne weitere Schwierigkeiten hätte fortsetzen können. Aufgrund der familiären Situation ihres Partners rückt ihr Bedürfnis nach einer Weiterführung ihrer Karriere in den Hintergrund. Die Biographin nimmt damit aus Rücksicht auf die Familiensituation ihres Mannes in Kauf, dass sich ihre Berufsorientierung möglicherweise nicht in die gewünschte Richtung entwickelt. Eine mögliche Lesart für die Entscheidung in der Schweiz zu bleiben ist, dass die traditionellen Rollenvorstellungen auch in dieser Ehe, auch wenn die Biographin nicht ausdrücklich darauf verweist, bei der Entscheidung für den Wohn- und Arbeitsort eine massgebliche Rolle spielen. So lässt sich hier festhalten, dass bei der Wahl des Lebensmittelpunktes während Leonor Castros gesundheitlicher Krisenphase die Interessen des Ehemannes im Vordergrund stehen. Allerdings wäre eine Veränderung der Prioritätensetzung hinsichtlich des Wohnortes denkbar, sobald die Kinder des Ehemannes erwachsen sind. Im Nachfrageteil erwähnt die Biographin aber, dass in dieser Lebensphase ihr Rückkehrwunsch am stärksten war.

Krankheitserfahrung und Umgang mit einer Depression

Nach der Präsentation des unerwarteten, sie tief verletzenden Arbeitsplatzverlustes greift die Biographin wieder den chronologischen Erzählstrang auf und erzählt über die Zeit nach der Entlassung. Leonor Castro führt aus, dass sie in dieser Phase unter starken migräneähnlichen Kopfschmerzen litt, die mit Übelkeit und Erbrechen, Licht- und Sonnenempfindlichkeit einhergingen. Sie beschreibt sich als sehr sensibel dafür, was mit ihr und in ihrem engsten Umfeld passierte. Sie hatte Schwindelgefühle, grübelte ständig und konnte nicht mehr von ihren „Problemen abschalten“. Sie klagte über Schlafstörungen, fühlte sich kraftlos und war niedergeschlagen. Mit dieser Beschreibung wird deutlich, dass die Reaktionen auf den Arbeitsplatzverlust nicht nur körperlich, sondern auch psychisch waren. Als die Biographin erkannte, dass sich ihre psychische Verfassung verschlechterte und sie „nicht mehr weiterwusste“, dabei gleichzeitig eine Rückkehr nach Mexiko nicht mehr in Betracht zog, konsultierte sie von sich aus eine ihr empfohlene Psychologin mit Zusatzausbildung in Psychotherapie. Die Einsicht, professionelle Hilfe zu benötigen, kam relativ früh. Die Psychotherapeutin diagnostizierte bei Leonor Castro eine Depression, und sagte: „Wenn Sie wollen, können wir es Burnout nennen, aber es ist eine Depression“. Auf meine Frage im Nachfrageteil des Interviews, wie sie auf die Diagnose reagiert habe, antwortete sie: „Ich war nicht überrascht. Ich habe es schon vorher gewusst.“ Ihre Reaktion auf die Diagnose lässt sich auf ihre erste Depressionserfahrung in Mexiko zurückführen, sie ist nicht erstaunt, erschrocken oder verunsichert. Zudem ist hier erkennbar, dass Leonor

Castro die Diagnose zum damaligen Zeitpunkt nicht als Stigma, psychisch erkrankt zu sein, erlebt.

Die Biographin erzählt weiter, gleich im Anschluss an die Diagnose und in Absprache mit der psychologischen Fachperson eine Psychotherapie begonnen zu haben, die in deutscher Sprache durchgeführt wurde. Die psychotherapeutische Behandlung wurde durch die Einnahme von Antidepressiva unterstützt, die ihr von einer Psychiaterin, die mit der Psychotherapeutin zusammenarbeitete, verschrieben wurden. Die Psychotherapie, die wöchentlich stattfand, aber auch die Medikamente, zeigten im Laufe der Zeit ihre Wirkung. Hier wird deutlich, dass Leonor Castro gleich zu Beginn der Krankheitsverlaufskurve selbst die Verantwortung für eine Therapie ihrer Erkrankung übernimmt und aktiv die zu bearbeitenden Themen angeht. Ihr Wissen über Depressionen, das Erkennen der Anzeichen und Symptome haben dazu beigetragen, dass sie früh professionelle Hilfe in Anspruch nimmt. Auffällig ist, dass die Biographin an dieser Stelle nichts über die Reaktionen ihres Mannes oder ihrer Eltern auf die Diagnose erzählt. Möglicherweise soll vor allem die Mutter aufgrund ihrer früheren Reaktion auf die erste Depressionsdiagnose unerwähnt bleiben. Erst auf Nachfrage im exmanenten Teil des Interviews geht Leonor Castro auf die Reaktionen ihres Partners und ihrer Familienangehörigen ein.

Biographische Handlungsfähigkeit im Lichte der Depressionserkrankung

Zeitgleich zur Therapie nahm sich Leonor Castro einen Rechtsanwalt. Auf Rat ihres Anwalts wehrte sie sich gegen die unangemessene Kündigung und zog vor das Arbeitsgericht. Das Gericht gab ihrer Klage nicht nur statt, sondern verurteilte die Firma dazu, sie wieder einzustellen und eine Entschädigung in der Höhe von sechs Monatslöhnen zu bezahlen.

„Ich werde es nie wissen, warum mir gekündigt wurde. Was ich jetzt aber weiss, ist, dass ich damals sehr stark war und ich habe mich gewehrt. Ich habe die Firma verklagt und gewonnen. Aber dieser Gewinn war auch (...), also, es stellte sich im Nachhinein heraus, dass es ein grosser Fehler war, die Firma zu verklagen. Ja, weil (...) (auflachend), man sollte nicht eine Firma im XX-Bereich¹³ verklagen, wenn man wieder im XX-Bereich arbeiten will.“

Die Biographin bringt mit der Formulierung „Was ich jetzt aber weiss“ klar zum Ausdruck, dass es sich um eine nachträgliche Interpretation des damaligen Geschehens handelt. In der Präsentation ihrer aktiven und kämpferischen Haltung zeigt sich, auch in der Gesamtsicht auf das Interview, dass Leonor Castro ein biographisches Muster zu wiederholen scheint. Auf der Handlungsebene betrachtet erscheint in schwierigen Lebenssituationen immer wieder die Bereitschaft Leonor Castros, sich auf Herausforderungen, in diesem Fall beispielsweise den Rechtsweg zu beschreiten, einzulassen, um sich dadurch ihre Handlungsfähigkeit zu bewahren und sich nicht ausgeliefert fühlen zu müssen. Das Einschalten eines Anwalts symbolisiert den Kampf gegen Unrecht und unfaire Behandlung um das Wiedererlangen der eigenen Selbstachtung.

13 Um keine Rückschlüsse auf die Biographin zu ermöglichen, wird die genaue Angabe maskiert. Auf einer allgemeineren Ebene kann festgehalten werden, dass sie sich auf das transnationale Finanzwesen bezieht.

Gleichzeitig gibt ihr das erfolgreiche Gerichtsverfahren wieder ein Stück Macht über ihr Leben zurück, was sich positiv auf ihr ramponiertes Selbstbewusstsein auswirkt. Im unteren Textabschnitt kündigt sie aber an, was sich in ihrem Berufsleben weiter zutragen wird.

Binnen eines Monats, so die Antwort der Biographin auf meine Frage im immanenten Teil des Interviews, nahm sie ihre Berufstätigkeit im internationalen Finanzwesen wieder auf. Das tat ihr gut. Allerdings wurde sie von der Tochtergesellschaft des international ausgerichteten Unternehmens angestellt, das ihr zuvor die Kündigung ausgesprochen hatte. Die Biographin nimmt also, trotz Depression, wieder ihre Arbeit auf. Es ist davon auszugehen, dass die Erkrankung in diesem Fall eher leicht bis mittelschwer und ihre Arbeitsfähigkeit und private Alltagsbewältigung zu diesem Zeitpunkt nicht so stark einschränkt war. Möglicherweise wurde dieser Zustand durch die Inanspruchnahme professioneller Hilfe unterstützt. Ob Leonor Castro aus Angst vor Nachteilen auf dem Arbeitsmarkt die Arbeit so rasch aufnimmt oder sie aus gesundheitlicher Perspektive dazu in der Lage war, bleibt an dieser Stelle ungeklärt. Ihre Art der Selbstpräsentation zeigt sie jedoch als Frau, die ungeachtet einer Depression weiter handlungsschematisch aktiv bleibt, zur Arbeit geht und mit grossem persönlichem Engagement weiterhin ihre Berufsziele zu verfolgen versucht.

Mobbing am Arbeitsplatz

Das nächste lebensgeschichtlich bedeutsame, an die Erzählung über die unerwartete Kündigung sich anschliessende Ereignis, das Leonor Castro darlegt, ist Mobbing am Arbeitsplatz in der neuen Firma, in der sie insgesamt knapp zwei Jahre tätig war. Wie schmerzhaft die fehlende Akzeptanz Erfahrung im neuen Berufsumfeld für die Biographin ist, die zudem durch Mobbinghandlungen am Arbeitsplatz belästigt wird, bezeugt das nachfolgende Segment:

„Und dann kam die Möglichkeit in der neuen Firma zu arbeiten. Am Anfang dachte ich das wäre super, aber dann wurde es der schlimmste Albtraum meines Lebens. Es war Horror pur. Dieses (...), dieses Gefühl, dass ich in der Firma nicht erwünscht war, war schlimm, weil die gleiche Firma, die mir die Kündigung gegeben hatte, hat mich wieder genommen. Also (...), sie haben mich gemobbt (...), ich wurde richtig, richtig gemobbt in dieser Firma. Ich habe schon viel erlebt, ich wusste, was es heisst nicht akzeptiert zu werden, ich wusste was (...), was es heisst etwas zu verlieren, ich wusste aber auch, was ich konnte und was ich schaffen kann, aber sie haben mich so gedemütigt (...). Es war (...) krass (...). Es war die schlimmste Form von Mobbing überhaupt. Sie haben mich immer wieder gefragt, ob ich bald schwanger werden wolle und dann solle ich doch bald kündigen. Solche Sachen, die man in einer Firma wirklich nicht sagen darf oder dann haben sie mich von einem Team zum anderen gewechselt. Oder es gab zum Beispiel ein Programm, bei dem ich mich innerhalb von 20 Tage verbessern sollte. Wenn ich das nicht schaffe, dann müsste ich auf einer tieferen Stufe arbeiten. Und ich erhielt E-Mails, die so beleidigend waren (...), ja, ich hatte es wirklich schlecht mit meinen Kollegen und meinen Vorgesetzten. Ich habe sogar die E-Mails meiner Psychotherapeutin gezeigt und sie meinte, sie macht sich eine Kopie davon, um ein gutes Beispiel zu haben, wie man eine Person mit einer einzigen E-Mail kaputt machen kann. Schlimm (...), etwas vom Schlimmsten, was ich je erlebt habe (...). Ich bekomme immer noch Albträume, wenn ich daran denke (...). Manchmal fange ich immer noch an zu weinen, wenn ich an

diese Gespräche denke. Ich verstehe es nicht (...). Also entweder wollten sie einfach Geld sparen und Leute entlassen, weil ich teuer war oder (...) ich weiss es nicht, ich will mein Kopf nicht mehr zerbrechen, es ist schon vorbei (...).“

Die Rekonstruktion ihrer Erfahrungen am neuen Arbeitsplatz zeigt deutlich, wie stark Leonor Castros Leben durch die Ereignisse in diesem grossen international tätigen Unternehmen belastet wurde. Das damit gekoppelte leidvolle Gefühl eigener Handlungsunfähigkeit und Entmutigung setzt ihr offensichtlich stark zu. Aus der Analyse geht hervor, dass die Mobbing-Erfahrung den Bedingungsrahmen für den Beginn einer erneuten verlaufskurvenartigen Entwicklung bei der Biographin bildet. Die Textpassage beginnt mit der Vorfreude, die mit dem Arbeitsstellenwechsel einhergeht. Kontrastiert wird ihr positives Gefühl durch die darauffolgende Zeit, die in einer vorwegnehmenden Bilanzierung als „schlimmsten Albtraum meines Lebens“ und „Horror pur“ negativ bewertet wird. Die Biographin begründet diesen schmerzlichen Lebensabschnitt damit, dass sie an ihrem neuen Arbeitsplatz Mobbing ausgesetzt gewesen war. Ihre Formulierung bezeugt einprägsam, wie schmerzhaft das Erleben des „Nicht-gewollt-Seins“ am Arbeitsplatz ist und welch degradierende Erfahrung dies für sie war. Mobbing in der neuen Firma kennzeichnet einen dramatischen Einschnitt in der biographischen Erzählung und an dieser Stelle spricht Leonor Castro mit einer spürbaren emotionalen Ergriffenheit.

In ihrer biographischen Selbstpräsentation lässt sich nun erkennen, wie tief das Abgelehnt- und Ausgeschlossenwerden am Arbeitsplatz sie bestürzt. Die Aussage „dieses Gefühl, dass ich in der Firma nicht erwünscht war, war schlimm“ verdeutlicht, wie schmerzvoll die Biographin die allgemein-ablehnend empfundene Haltung der ArbeitskollegInnen erlebt. Es kündigt sich implizit ein Arbeitskonflikt an, der detailreich geschildert wird, um ihn zu plausibilisieren und zu veranschaulichen. So wird die Biographin mit der Frage nach der Familienplanung daran erinnert, dass sie eine Frau ist, und gleichzeitig aufgefordert, zu kündigen. Darüber hinaus führt sie weitere Beispiele für unangemessene Anforderungen und Androhungen an. Das Aufzählen der negativen Erfahrungen zeigt, dass sich die Diskriminierung am Arbeitsplatz auf vielfältige Weise manifestiert.

Die darauffolgenden, mehrmals verwendeten Formulierungen „Sie haben mich gemobbt (...), ich wurde richtig, richtig gemobbt in dieser Firma“ und „Es war die schlimmste Form von Mobbing überhaupt“ illustrieren klar ihr Gefühl, dass ihr im Umfeld eines Arbeitsverhältnisses Unrecht getan wurde. Unterstrichen wird die belastende Erfahrung von erlebter Schikane im Berufskontext durch die Globalevaluation „schlimm (...), etwas vom Schlimmsten, was ich je erlebt habe“. Diese Äusserung dokumentiert, wie stark die Biographin unter der als unlösbar erscheinenden Konfliktsituation am Arbeitsplatz leidet. Es kündigt sich der Beginn einer Abwärtsspirale an, der Leonor Castro in dieser Situation nicht viel entgegenzuhalten hat. Es folgen Eigentheorien über mögliche Ursachen, die das Mobbingverhalten ihres Berufsumfelds begründen könnten. Dabei erscheint ihr einzig die Absicht ihres Arbeitgebers, sie aus finanziellen Überlegungen loswerden zu wollen, als eine plausible Erklärung. Obwohl ihre Würde in Form von Beleidigungen und anhaltenden Demütigungen durch ihre BerufskollegInnen verletzt wurde, sucht sie die Probleme bei sich, wie ihre zornige Konstatierung „weil ich teuer war“ zeigt. Dies lässt darauf schliessen, dass die Biogra-

phin Mobbing nicht als soziale Abwertungserfahrung einschätzt, sondern als persönlich gegen sie gerichtete Boshaftigkeiten.

Die Biographin präsentiert sich in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung einerseits als Agierende, die sich inopportunen Fragen widersetzt. Leonor Castros anklagende und vorwurfsvolle Haltung beinhaltet eine emotionale Entrüstung, wobei ihre Anklage eine seelische Wunde zu verbergen scheint. Es lässt sich ferner ablesen, dass sie Handlungsmacht behalten möchte und die Mobbing-Angriffe nicht aus Scham oder Angst verschweigt, sondern aktiv mit ihrer Psychotherapeutin bespricht. Andererseits positioniert sie sich als Erleidende unerträglicher Ungerechtigkeit, die nicht in der Lage ist, sich gegen das Mobbing zu wehren. Dabei wird sie immer noch von den leidvollen Erfahrungen in der Arbeitswelt emotional überwältigt, was sich an der Formulierung „manchmal fange ich immer noch an zu weinen, wenn ich an diese Gespräche denke“ zeigt.

In Leonor Castros Darstellung der Ereignisse präsentiert sie sich als „Opfer“ von Intrigen, Schikanen und unterschwelligem Machtgerangel, was am Beispiel der beleidigenden E-Mails sichtbar wird. Ich habe nicht den Eindruck, dass es der Biographin darum geht, sich als Opfer zu gebärden oder eine Selbstviktimisierung vorzunehmen, sondern vielmehr zeigt sie sich als Mensch, der leidet. Aus ihrer Beschreibung geht hervor, dass die Gründe für das Mobbing nicht bei ihr und ihrem Verhalten liegen, sondern bei ihren ArbeitskollegInnen und Vorgesetzten. Ob sich das schikanöse Handeln gezielt gegen sie als Person richtete, die durch die zuvor erlebte Kündigung innerlich geschwächt war und in ihren Sozialkontakten möglicherweise als unsicher wahrgenommen wurde, bleibt unklar. Möglicherweise hat sie das Kündigungserlebnis so stark geprägt, dass sie sich im neuen Arbeitsumfeld anders und vorsichtiger verhält als zuvor.

Im Abschlusssatz „ich will mein Kopf nicht mehr zerbrechen, es ist schon vorbei“ zeigt sich eine Strategie der Abgrenzung von negativen Erinnerungen. Hier wird deutlich, dass es ihr immer noch grosse Mühe bereitet, Abwertungserfahrungen im beruflichen Umfeld gemacht zu haben. Es entsteht der Eindruck, dass sie nach der erfolglosen Suche nach Gründen für das Mobbing eine resignative Haltung einnimmt. Sie signalisiert gleichzeitig, nicht weiter über das Mobbing-Erlebnis nachzudenken bzw. reden zu wollen. Das lässt darauf schliessen, dass sie die unverarbeitete Erfahrung aufgrund des grossen Leids nicht länger an sich heranlassen möchte. Mit Leonor Castros Darstellung des Mobblings im Berufsumfeld, der angespannten Beziehungen zu ihren Mitarbeitenden und Vorgesetzten sowie der erlebten Schikane und Demütigungen am Arbeitsplatz ist ein Rahmen gesetzt, der die negativen Folgen für die psychische Gesundheit und die berufliche Situation der Biographin schon erahnen lässt.

Biographische Eigentheorie zu den Gründen der Erkrankung an einer schweren Depression

Im Folgenden nimmt Leonor Castro nach einer auffallend langen Pause erneut das Thema „Mobbing“ auf und setzt ihre Erzählung fort. Dieses Mal berichtet sie aber mit noch grösserer emotionaler Ergriffenheit und noch eindringlicher. Das überrascht zunächst. Die Biographin widerlegt die zuvor formulierte Annahme, nicht mehr darüber sprechen zu wollen. Indem sie dieser Thematik in ihrer Lebenserzählung viel Platz einräumt, erschliesst sich deutlich die für sie gesamtbiographische Relevanz dieser Erfahrung. Eine mögliche Interpretation für die genaue Präsentation der Mobbing-Erfah-

rung wäre, dass das biographische Erzählen für eine Bewältigung lebensgeschichtlich bedeutsamer Erlebnisse heilsam sein kann.¹⁴ Insofern können ihre Schilderungen zum Mobbing als Schlüsselerzählungen rekonstruiert werden. Leonor Castros ausführliches Berichten über ihre Probleme im Arbeitsleben, die übermächtig wurden, erweckt zudem den Eindruck, das grosse Anliegen zu haben, verstanden zu werden.

Im weiteren Verlauf ihrer detaillierten Ausführungen darüber, wie sich durch das Mobbing eine negative Spirale in Gang setzte, die nicht mehr aufzuhalten war, wird die Grenzüberschreitung des Wirksamwerdens des Verlaufskurvenpotentials deutlich. In dieser Lebenssituation besitzt die Verlaufskurvendynamik eine hohe Intensität. Mit der Beschreibung des Mobblings am Arbeitsplatz gewährt uns Leonor Castro eine Perspektive in ihre Innenwelt. Dabei gewinnt ihre lebensgeschichtliche Erzählung an Tempo und Dramatik, wie die folgende Passage eindrucksvoll illustriert:

„Das Mobbing in dieser Firma hat mich völlig aus der Bahn geworfen (...), weil, ich habe das schon mit der Kündigung sehr hart empfunden, im Prozess mit dem Anwalt habe ich viel Geld und viele Nerven investiert, aber ich habe es geschafft und ich konnte weiterhin auf meinen eigenen Füße stehen. Es ging mir wieder gut. Das Letzte, was mir passieren konnte, war genau das, dass sie mich langsam so kaputt gemacht haben (...) mit (...). Ich war ein einfaches Ziel, weil ich sehr offen bin und sehr fleissig war, ich habe so viel gearbeitet, viele, viele Stunden, unbezahlte Stunden, auch am Wochenende (...). Ich wurde beruflich sehr, sehr diskriminiert, ich weiss nicht, entweder aus Eifersucht oder ich passte ihnen einfach nicht, aber nicht wegen meiner Herkunft. Und dann kam das mit dem Mobbing (...), also, schlimm, weil (...), vielleicht bin ich zu transparent, sie haben genau gespürt, was mich verletzen kann, oder? Mich aus meinem Team rauszunehmen oder mir zu sagen, dass ich alles falsch mache, mir zu sagen, dass ich sehr schlecht in Sprachen bin, obwohl das meine Stärke war oder dass ich bei den Kunden nicht gut ankomme, was ich aber immer getan habe. Also, alles, was mir Sicherheit gab, haben sie total zerstört. Sie haben mein Selbstbewusstsein zerstört (...). Diese letzte Depression war (...) als (...) wirklich (...), ich habe nicht eine einzige Sache gehabt, an der ich mich noch hätte halten können, weil (...), auch wenn man depressiv ist, habe ich gemerkt, gibt es noch etwas, das einem ein bisschen Licht gibt. Zuvor war es mein Mann und die Hochzeit und (...) und (...) ich hatte Hoffnung. Aber da war ich absolut hoffnungslos. Es war mir alles so egal, dass ich wirklich (...), wirklich keinen Grund mehr zum Leben hatte, überhaupt keinen.“

14 Gemäss Fritz Schütze (1984: 108) liegt die therapeutische Wirkung biographischen Erzählens darin, dass mit der Reflexion „narrativ explizit gemachter traumatischer Erfahrungszusammenhänge und -passagen“ diese wieder für eine „konsistente Identitätskonzeption“ zurückgewonnen werden. Gabriele Rosenthal (1995: 171) führt hier an: „Die bisher aus der biographischen Selbstwahrnehmung ausgeklammerten traumatischen Lebensbereiche können mit dem Erzählen und ihrer biographischen Verarbeitung – im Sinne der Reflexion ihrer Bedeutung für die Lebensgeschichte – wieder in die Lebensgeschichte integriert werden. In dieser jedem biographischen Erzählen und insbesondere der biographischen Grosserzählung immanenten „Gefahr“ einer Reorganisation bisheriger Lebensgestalten liegt die Chance einer heilenden Wirkung im Sinne eines unbeschwerten Lebens mit bedrohlichen Vergangenheiten. Betrachtet man diese Chance als Gefahr für die psychische Stabilität des Biographen, unterschätzt man m.E. sowohl dessen Abwehrmechanismen als auch die Bedrohlichkeit einer fehlenden Lebensgeschichte für dessen psychische Stabilität.“

In Leonor Castros Erzählung von der „letzten Depression“ dokumentiert sich die biographische und soziale Bedeutung der psychischen Erkrankung. Mit der Rekonstruktion negativer Ereignisse in dem Kontext von Mobbing am Arbeitsplatz gelingt es der Biographin, ihre damals erlebten Gefühle von Hilflosigkeit, aber auch Wut auszudrücken. Auffallend sind hier die zahlreichen Satzabbrüche und kurzen Pausen beim Sprechen, die ihre starke emotionale Beteiligung zeigen. Scheinbar fällt es ihr schwer, das Unfassbare auszusprechen. Die Eingangsformulierung „Das Mobbing in dieser Firma hat mich völlig aus der Bahn geworfen“ bezeugt klar, wie die Mobbing-Erfahrung die Biographin krisenhaft aus dem Gleichgewicht geworfen hat und sie in Ohnmacht bzw. einem Gefühl des Ausgeliefertseins erstarren liess. Es fällt auf, dass sie nicht expliziert, wer die Mobbinghandlungen ausübte, sondern allgemein von der „Firma“ spricht. Die Vermutung liegt nahe, dass sie sich sowohl von ihren Mitarbeiter:innen wie auch Vorgesetzten gemobbt fühlte.

Mobbing markiert in Leonor Castros Biographie eine tiefgreifende Zäsur, die gleichzeitig ein biographischer Wendepunkt ist. Dieses kritische Lebensereignis, das mit Ausgrenzung, massiver Belästigung und schikanösem Handeln einhergeht, erlebt sie als besonders leidvoll, es verursacht eine tiefgehende seelische Verletzung. Man kann annehmen, dass die demütigenden Verhaltensweisen der Kolleg:innen einen Einfluss auf ihren Selbstwert ausüben. Die heftige psychische Reaktion lässt die Vermutung zu, dass schmerzliche Erinnerungen evoziert wurden, die einerseits mit dem Motiv des Erlebens von Ablehnung und Ausschlusspraktiken im Arbeitsleben verknüpft sind, andererseits im Kontext der Kündigungs- und ethnischen Stereotypisierungserfahrung stehen. Um Leonor Castros persönliche Erfahrung mit Mobbing wirklich verstehen zu können, gilt es, diese in einem Gesamtzusammenhang einer gesellschaftlichen Situation zu betrachten und nicht nur auf der individuellen Ebene.

Erneut versucht die Biographin, eine Eigentheorie zu finden für die Mobbing-situation an ihrem Arbeitsplatz. Zum einen weist sie auf ihre ausgeprägte Leistungsorientierung hin, was die Annahme zulässt, dass sie im Berufsalltag als Konkurrentin betrachtet wurde. Leonor Castros Darstellung zeigt, dass Personen aus ihrem Arbeitsumfeld sie erniedrigen und fertigmachen wollten, mit dem Ziel sie aus dem Job zu drängen. Dies machen beispielsweise die erhaltenen E-Mails mit Feindseligkeiten, Intrigen und Beleidigungen gegen sie sichtbar. Zum anderen zeigt sie mit dem Hinweis unbezahlter Überstunden auf eine berufliche Gratifikationskrise, die auf ein Missverhältnis zwischen ihrer erbrachten Arbeitsleistung und fehlender Wertschätzung hindeutet. Anstatt für ihren hohen beruflichen Einsatz belohnt zu werden, wird sie in der Firma schikaniert. Zugleich wird ihr eine Anerkennung ihres Engagements vorenthalten. Diese Erfahrung erschüttert somit den Glauben der Erzählerin an die Wirksamkeit der eigenen Strategie, durch Anstrengungen Leistungen und dadurch Erfolge zu erzielen, die mit sozialer Anerkennung belohnt werden könnten.

Interessant ist Leonor Castros Einschätzung als Juristin „ich wurde beruflich sehr, sehr diskriminiert“, die ihr persönliches Gefühl der Benachteiligung im Arbeitskontext dokumentiert. Um welche konkreten Diskriminierungserfahrungen es sich handelt, bleibt indes offen. Im Hinblick auf ihre Karriereorientierung ist einerseits zu vermuten, dass die Diskriminierung im Zusammenhang mit einer ihr vorenthaltenen Beförderung steht. Andererseits lässt sich ihre Aussage auch als Antizipation lesen für das, was nachfolgend erläutert wird. So ist es bemerkenswert, dass Leonor Castro die Erfahrungen von Ungleichbehandlung im Berufskontext nicht auf ihre ethnische Her-

kunft zurückführt, sondern die Ursachen bei Missgunst oder fehlender Sympathie sieht. Dadurch vermeidet sie, sich selbst als Migrantin zu positionieren. Die Biographin schildert also die erlebten Diskriminierungspraktiken am Arbeitsplatz auf der individuellen Ebene, wobei sie die Abwertungserfahrung letztlich auf eine Abneigung gegen sie persönlich zurückführt („ich passte ihnen einfach nicht“) und diese nicht in einen direkten Bezug zu gesellschaftlichen Strukturen setzt. Das persönliche Erleben von Diskriminierung korreliert allerdings mit den gelebten sozialen Beziehungen und dem gesellschaftlichen Kontext. So lässt sich die Bewertung ihrer Sprachkompetenzen im Berufskontext als Hinweis für Diskriminierung deuten. Leonor Castro war in einer international ausgerichteten Firma mit der Geschäftssprache Englisch tätig. Darüber hinaus kommunizierte sie als Bereichsverantwortliche für Lateinamerika in erster Linie auf Spanisch oder Englisch. Somit konnte sie auf ihre Muttersprache sowie auf ihre ausgezeichneten Englischkenntnisse zurückgreifen, die sie mit ihrem Masterstudium in Übersetzung erworben hatte. Leonor Castros subjektive Deutung, aus persönlichen Gründen von ihren KollgeInnen abgelehnt zu werden, könnte als eine Art Vermeidungsstrategie gewertet werden, um nicht den Status als Migrantin als Ursache für Mobbing am Arbeitsplatz anzuerkennen. Wäre ihre lateinamerikanische Herkunft die Ursache, würde sie sich eingestehen müssen, in ihrem Migrationsvorhaben versagt zu haben. Diese Erkenntnis wäre zu schmerzhaft. Eine andere Lesart könnte sein, dass nicht ihre mexikanische Herkunft Mobbing am Arbeitsplatz provoziert, sondern sie als „unerwünschte“ Mitarbeiterin in der Firma wahrgenommen wurde. Denn sie hatte sich die Arbeitsstelle vor Gericht wieder zurückerkämpft und wurde deshalb höchstwahrscheinlich im neuen Team nicht mit offenen Armen empfangen. Möglich wäre auch, dass sich die KollegInnen in ihrer Position bedroht fühlten oder selber Angst vor einer Kündigung hatten und sich daher ihr gegenüber derart feindselig verhielten.

Es wird deutlich, wie stark Leonor Castro die permanente Belastung am Arbeitsplatz in Form von Mobbing persönlich gewichtet. Die retrospektive Evaluation, „dass sie mich langsam so kaputt gemacht haben“ und „alles, was mir Sicherheit gab, haben sie total zerstört. Sie haben mein Selbstbewusstsein zerstört“, veranschaulicht die subjektive Bedeutung dieses Lebensereignisses, das die Biographin als höchst bedrohlich einschätzt und als eine destruktive Erfahrung erlebt. Durch das Mobbing wird ihr ein Gefühl vermittelt, so wie sie ist, nicht in Ordnung zu sein. Diese Ablehnung ihres Wesens scheint sie verinnerlicht zu haben. Nicht nur ihre Selbstsicherheit, die sie aus ihren Bildungsabschlüssen und aus ihrer Berufserfahrung bezieht, ist schwer erschüttert worden, sondern alles, was ihr Selbst- und Weltbild konstituierte, ist zerbrochen. Damit bringt die Biographin deutlich zum Ausdruck, sich all dessen, was sie hatte, sie ausmachte und woran sie glaubte, beraubt zu fühlen.

Die Mobbing-Erfahrung löst bei der Biographin erneut eine Erleidensverlaufskurve aus, die sich zu einer ausweglosen Situation zuspitzt. Eine erneute Krisenphase mit hoher biographischer Relevanz beginnt. Aus der eigentheoretischen Reflexion der Biographin wird ersichtlich, dass die unfairen und respektlosen Verhaltensweisen der Mitarbeitenden und Vorgesetzten sowie der andauernde Stress, resultierend aus der Mobbingssituation, sich sehr belastend auf ihre Psyche auswirken. Der Satzabbruch „Diese letzte Depression war (...)“ macht ihr Leiden greifbar. Ihre Erzählart erweckt den Eindruck, als seien die überwältigenden Ereignisse noch wenig verarbeitet. Gleichzeitig zeigt diese Aussage Leonor Castros, dass sie selber eine Verbindung zwis-

schen Mobbing und der erneuten Erkrankung an einer Depression herstellt.¹⁵ Mobbing kann folglich als weiterer Risikofaktor für die Entwicklung einer Depression im Leben der Biographin betrachtet werden. Insbesondere muss die Tatsache berücksichtigt werden, dass dieses biographisch bedeutsame Lebensereignis direkt auf die degradierende Kündigungserfahrung folgte. Schon diese ging mit einer massiven Kränkung ihres Selbstwertgefühls einher und sie war daher bereits emotional sehr verwundbar.

Die Formulierung „Aber da war ich absolut hoffnungslos. Es war mir alles so egal“ zeigt deutlich ihr Gefühl, dass sie an einem Punkt angelangt ist, an dem sie ihre Orientierung und Handlungsfähigkeit verloren hat. Dadurch sieht sie sich nicht mehr in der Lage, ihre Probleme aktiv anzugehen und somit Einfluss auf ihre Arbeits- und Lebenssituation nehmen zu können. Das Gefühl der Gleichgültigkeit, das sie auf der Textebene mit „egal“ ausdrückt, tarnt ihre negativen Gefühle. Durch diese Abwehrreaktion vermeidet sie, ihren dahinterliegenden Schmerz fühlen zu müssen.

Sie scheint das Vertrauen in ihre bisherigen Fähigkeiten, die ihr Selbstbild determinierten, und insbesondere das Vertrauen in sich selbst verloren zu haben. Dadurch werden Selbstzweifel, die in dieser Situation ausgelöst werden, aber auch mit dem vorangegangenen Jobverlust verknüpft sind, verstärkt erlebt. Die wiederholte Ablehnung durch die Firma und die Mitarbeitenden hinterlässt eine seelische Narbe. Bei der Biographin setzt nun eine Perspektivlosigkeit ein, die von einem Zustand der vollkommenen Hoffnungslosigkeit begleitet wird. In ihrer Beschreibung, zu diesem Zeitpunkt ohne Hoffnung zu sein, taucht ihr Schmerz auf, der dem Ganzen zugrunde liegt: das Gefühl, im Arbeitskontext abgelehnt, erniedrigt und verraten worden zu sein. Ein Verrat im Hinblick auf ihre ausgeprägte Arbeitsleistung und -motivation, die keine Anerkennung findet. Ein Verrat hinsichtlich des Vertrauens in ihren Arbeitgeber, von dem sie sich nicht nur zurückgewiesen, sondern auch im Stich gelassen fühlt. Ein Verrat schliesslich an ihren beruflichen Zielen, Vorstellungen und Träumen, deren Nichtverwirklichung zu einer inneren Beschämung führen, die sich fast unumgänglich in ein Gefühl des Versagens im Berufsleben verwandeln muss.

Die abschliessende Evaluation macht deutlich, dass sich Leonor Castros kritische Lebenssituation weiter verschärft und eine akute Sinnkrise auftritt: „Es war mir alles so egal, dass ich wirklich (...), wirklich keinen Grund mehr zum Leben hatte, überhaupt keinen“. Die negative Dynamik hinsichtlich der eigenen Berufsbiographie erreicht hier einen Höhepunkt. Leonor Castro verliert ihre Lebensperspektive und sie verfällt in ein Gefühl der absoluten Aussichtslosigkeit. Auf einen Schlag empfindet sie sich nicht mehr als Gestalterin ihrer Zukunft, sondern ist mit einem Sinnverlust konfrontiert. Als sich die Gesamtdynamik zunehmend auf ihre psychische Verfassung auswirkt, kündigt sich eine leidvolle Krankheitsverlaufskurve an.

Tiefe Lebenskrise und das eingetretene Gefühl der Sinnlosigkeit

Als Leonor Castros Belastungsgrenze erreicht ist und sie keine weiteren Demütigungen am Arbeitsplatz mehr aushalten kann, sieht sie nur eine Lösung:

15 Die Heilungschancen nach einer einzelnen depressiven Episode sind gemäss dem Psychiater Daniel Hell gut. Mindestens ein Drittel der depressiven Episoden wiederholen sich im Laufe des Lebens nicht mehr. Allerdings beträgt das Rückfallrisiko bei Menschen, die einmal eine depressive Episode erlebt haben, über 50 % (Hell 2015a: 55-56).

„Es war sehr klar, dass sie mich da nicht haben wollten. Ich wollte diese Menschen auch nicht mehr sehen. Ich habe jeden Abend geweint. Ich hatte das Gefühl wie in Mexiko, dass ich einfach nur weg, weg, weg, wegwollte und so kündigte ich (...). Ich kündigte, weil ich sehr stolz bin.“

Vor dem Hintergrund der grossen biographischen Bedeutung ihrer Berufstätigkeit dokumentiert diese selbst initiierte Kündigung im Jahr 2009, nach zwei Jahren in der Firma, deutlich Leonor Castros Gefühl der Ausweglosigkeit. Der Umstand, noch keine neue Stelle in Aussicht gehabt zu haben, gekoppelt mit der Unsicherheit, ob sie eine neue Arbeitsstelle bekommen würde, dokumentiert in aller Deutlichkeit die enorme psychische Belastung, der sie ausgesetzt war. Es ist zudem davon auszugehen, dass sie zum damaligen Zeitpunkt nicht über weitere innere oder äussere Ressourcen verfügte, um sich auf dem Arbeitsmarkt zu bewerben.

Sie reagiert hier mit einem alten Muster, denn durch das Herstellen sozialer Distanz, in diesem Fall zum Arbeitsumfeld, scheint sie einem unerträglichen Leiden davonlaufen zu wollen. Gleichzeitig wirkt es so, als hätten ihre ArbeitskollegInnen, die offensichtlich versuchten, sie in ihrem Selbstwertgefühl zu treffen und aus dem Job zu drängen, ihr Ziel erreicht. Ihre Begründung für die Kündigung „weil ich sehr stolz bin“ wirkt an dieser Stelle wie ein letzter Versuch, ihre Würde zu wahren und ein positives Selbstwertgefühl zu behalten. Stolz lässt sich dabei als eine Art Schutzmantel vor Demütigung, Kränkung und innerer Verletzung lesen. Eine andere Lesart wäre, dass sie aus Stolz kündigt, um einem Gesichtsverlust vor der Firma und möglicherweise ihren Eltern entgegenzuwirken.

Suizidgedanken im Kontext einer Depression

Das hohe Mass an Schmerz und Verzweiflung, das die Biographin in dieser langen instabilen Lebensphase im mittleren Erwachsenenalter erlebt, wird in der folgenden resignativen Bilanzierung spürbar:

„Diese letzte Depression im 2009 mit der Arbeitserfahrung, dem Mobbing, keine Arbeit mehr zu haben (...), das bedeutet, dass ich in der Schweiz keine Perspektive mehr habe. Dann ist man wirklich ganz alleine, oder? Was tue ich jetzt? Jetzt bin ich hier, noch dazu verheiratet, ich kann nicht weg. Es war meine erste grosse Depression und (...) es war so richtig schlimm (...). In Mexiko hatte ich auch eine Depression gehabt, aber so eine, eine, eine (...) schwere Depression (...), also, die schlimmste Depression war in der Schweiz. Es ist eine Depression, die wirklich (...), man ist gefährdet sich das Leben zu nehmen (...). Ich hatte das Gefühl, ich bin gar nichts wert. Ich bin für diese Firma nichts wert, ich bin für niemanden etwas wert, ich bin wertlos. Warum sollte ich weiterleben?“

Diese Passage veranschaulicht Leonor Castros Leidensprozess. Deutlich wird der Zusammenhang zwischen einer äusseren Ereigniskette, der sich die Migrantin ausgeliefert sieht, und verlaufskurvenbedingten inneren Transformationen des Selbstbildes. Der Biographin gelingt es nicht mehr ihr Leben aktiv zu gestalten, sondern erlebt sich als handlungsgehemmt. Sie reinszeniert hier ihre damalige innere Erlebensperspektive, indem sie ihre Emotionen beschreibt. Die Sequenz verdeutlicht erneut ihre eigene Krankheitstheorie. Sie erklärt sich die Erkrankung an der Depression mit dem Kontext der Erfahrungen in der Arbeitswelt. In ihrer Darstellung wird sichtbar, dass durch das

unfreiwillige Ausscheiden aus dem Erwerbsleben ein radikaler biographischer Bruch mit ihrer Vergangenheit als erfolgreiche berufstätige Frau entsteht. Die Gegenwart und Zukunft erzeugen eine perspektivlose Blockade, die jede Handlung lähmt: sie positioniert sich in der Rolle einer handlungsunfähigen Akteurin, die kein Entrinnen aus der gegenwärtigen Situation mehr sieht. Die grosse Relevanz, den eigenen Erwartungen hinsichtlich Bildung, Berufstätigkeit und Erfolg zu entsprechen, erweist sich als der rote Faden in Leonor Castros Biographie. Umso stärker erlebt sie nach dem zweiten Stellenverlust ein Gefühl des totalen „Scheiterns“.

Die Erinnerung an diese Erkrankungsepisode ist zum Zeitpunkt des Erzählens präsent. Mit dem Wiederholen des zeitlichen Aspekts der psychischen Erkrankung „diese letzte Depression im 2009“, die sie präzise einzuordnen weiss, wird die Bedeutsamkeit dieser Krankheitserfahrung offensichtlich. Sie markiert einen Wendepunkt in ihrer Lebensgeschichte. Vermutlich weist diese genaue zeitliche Kontextualisierung der Depression darauf hin, dass die damit zusammenhängenden Gefühle noch nicht vollständig verarbeitet sind. In die Bewertung biographisch relevanter Erfahrungen mit Ausschlusspraktiken, Herabsetzungen und Schikane im Berufsleben bis hin zum Arbeitsplatzverlust wird Leonor Castros Vorstellung über die Entstehung einer Depression eingeflochten. Sie verdeutlicht somit aus ihrer Sicht einen Zusammenhang zwischen Arbeitswelt und psychischem Krankwerden und Kranksein. Die Depression in der Schweiz lässt sich insofern als eine „berufsbiographische Depression“, wie ich es bezeichnen möchte, rekonstruieren. Der Stellenverlust bedeutet für ihre biographische Positionierung einen Ausschluss aus einem zentralen Bezugsrahmen, der ihr bisher Orientierung und Anerkennung vermittelte. Mit dem Verlust ihrer Erwerbstätigkeit verbindet sich für die Biographin gleichzeitig die Perspektive, alles zu verlieren, was bisher sinnstiftend war. Die Biographin erkennt, dass das labile Gleichgewicht, das sie durch ihre Berufstätigkeit aufrechtzuerhalten wusste, mit dem Verlust ihrer wichtigsten bzw. einzigen Sinnquelle zusammenbricht.

Leonor Castros Erzählung zeigt, dass nicht nur die Kündigungs-, sondern auch die Mobbing-Erfahrung in ihr die Idee, in das Heimatland zurückzukehren, reaktiviert. Die Aussage „Jetzt bin ich hier, noch dazu verheiratet, ich kann nicht weg“ illustriert Leonor Castros Tendenz, sich schwierigen Lebenssituationen durch Ortwechsel entziehen zu wollen. Das Sprechen über eine Rückkehr kann als Strategie verstanden werden, um sich emotional von herabsetzenden Behandlungen und erlebten Diskriminierungen zu distanzieren, in der Hoffnung, woanders nicht mehr damit konfrontiert zu sein. Das Aussprechen von Rückkehrwünschen lässt sich auch symbolisch als Möglichkeit verstehen, ihre emotionale Betroffenheit aufgrund erfahrener beruflicher und gesellschaftlicher Ausgrenzung verbal auszudrücken. Das Auswandern in ihr Herkunftsland oder in ein anderes Land und der damit verbundene Wunsch eines Neuanfangs erscheinen als eine Art Erlösung. Ihr Rückkehrwunsch kann somit als Abwehr schmerzhafter Erfahrungen und unangenehmer Gefühle gedeutet werden. Sie richtet jedoch ihren beruflichen Lebensentwurf und somit ihr Leben an den Bedürfnissen ihres Ehemannes aus. Erneut ist sie also diejenige, die Rücksicht auf ihre Ehe nimmt. Die Ehe mit einem Mann, der sein ganzes Leben in der Schweiz verbracht hat und hier als Vater Verantwortung für seine minderjährigen Kinder aus erster Ehe trägt, verhindert es, eine geographische Distanz zu ihrem Leid zu schaffen. Es ist zudem fragwürdig, ob sie angesichts der Depressionserkrankung zum damaligen Zeitpunkt die nötige Kraft hätte aufbringen können, um die Schweiz zu verlassen.

Durch den Vergleich mit Mexiko weist die Biographin auf eine Depressionsdisposition hin, rekonstruiert allerdings die zweite bzw. letzte Depression in der Schweiz als die schwerwiegendste in ihrem Leben. Das Ringen nach Worten und stockende Formulierungen untermauern ihr dramatisches Erleben der Erkrankung in der Schweiz.

Die Bedeutung des eigenen Wertes stellt sie hier deutlich in einen Zusammenhang mit ihrer Arbeit. Mit dem Ausscheiden aus dem Berufsleben verliert sie nicht nur ihre berufliche Identität, sondern ist mit Gefühlen der Wertlosigkeit konfrontiert. Sie verliert zu diesem Zeitpunkt ihren Glauben an sich, an das Leben und an die Welt. Die Erfahrung des Arbeitsplatzverlusts, die konträr zu ihren Zukunftsvorstellungen einer erfolgreichen Karriere steht, erzeugt einen Zustand der destruktiven Selbsteinschätzung. Nicht nur Schamgefühle resultieren aus dem Stellenverlust, sondern auch das Gefühl, versagt zu haben, was die Entwicklung von Minderwertigkeitsgefühlen fördert. Erschwerend kommt hinzu, dass sie ihren Eltern, besonders ihrer Mutter, nicht beweisen kann, ihre Berufsziele erreicht zu haben. Dies kommt dem Eingeständnis eines migrationsbiographischen Scheiterns gleich.

Die Biographin wechselt in diesem Erzählabschnitt mehrfach von der Verwendung des Pronomens „ich“ zum Pronomen „man“ auf eine allgemeinere Ebene. Die Verwendung des unpersönlichen Pronomens „man“ in den Aussagen „Dann ist man wirklich ganz alleine, oder?“ und „man ist gefährdet sich das Leben zu nehmen“ scheint hier die Funktion einer Entindividualisierung und emotionalen Distanzierung zu einer krisenhaften Erfahrung einzunehmen. Leonor Castros sprachliche Formulierung fällt besonders in der Erwähnung – nahezu beiläufig – einer latenten Suizidhandlung auf. Das Risiko eines Suizidversuchs drückt die Erzählerin nicht als Handlung des erzählten Ichs aus, sondern wird in Form eines abstrahierenden und generalisierenden Charakters dargestellt. Damit veranschaulicht sie eine beträchtliche Distanz, beinahe Entfremdung, gegenüber möglichen Suizidgedanken. Auffällig ist ihre erstaunliche narrative Kompetenz, die intendierte Suizidhandlung im Kontext ihrer biographischen Erfahrungen erklären zu können.

Im letzten Textabschnitt lässt sich eine Veränderung der zeitlichen und personalen Erzählperspektive rekonstruieren, die eine biographische Relevanz aufweist. Die Biographin wechselt vom Perfekt in eine Ich-Erzählung im Präsens: „Ich hatte das Gefühl, ich bin gar nichts wert. Ich bin für diese Firma nichts wert, ich bin für niemanden etwas wert, ich bin wertlos.“ Gemäss Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 181) handelt es sich hierbei weder um einen Wechsel von der Vergangenheit in die Gegenwart als Zeit, über die gesprochen wird, noch ist es als szenisches Präsens, das oft den dramatischen Höhepunkt einer Erzählung markiert, zu deuten. Vielmehr kennzeichnet dieses Präsens einen dauerhaft gültigen Sachverhalt, der für die vergangene Zeit genauso gilt wie für die gegenwärtige Erzählzeit. Leonor Castros anschliessende zentrale Frage „Warum sollte ich weiterleben?“ dokumentiert einprägsam ihr Gefühl der Sinn- und Perspektivlosigkeit. Auf diese Frage hat sie offenbar keine Antwort gefunden, wie sich zeigen wird. Für sie bedeutet das, dass zu diesem Zeitpunkt die biographische Arbeit, um mit Corbin und Strauss zu sprechen (2010: 93), gescheitert ist. Wenn wir uns an die Eingangssequenz des Interviews erinnern, in der die Biographin ihre Geburt als Nebensache erwähnt, so bestätigt ihre Frage an diesem Punkt der Erzählung die eingangs getroffene Vermutung, dass Leonor Castro ihr Leben als unbedeutend erachtet, zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Befragung.

Manifestation der Depression und Auswirkungen auf das Alltagsleben

Im Zentrum der weiteren Erzählung über die Zeit nach dem Verlust der Arbeit steht die Beschreibung ihres psychischen Gesundheitszustands, der sich gravierend verschlechterte. Den Krankheitsverlauf schildert Leonor Castro als den Prozess einer Abwärts-spirale, in dessen Verlauf ihr Handlungsspielraum zur Alltagsbewältigung zunehmend eingeschränkt ist. Es zeichnete sich eine Destabilisierung der Lebenssituation ab. Sie berichtet, jegliche Lebensfreude und Vitalität verloren zu haben. Sie fühlte sich niedergeschlagen. Sie zog sich komplett zurück, hatte keinen Kontakt mehr zur Außenwelt. Aus ihrer biographischen Erzählung geht hervor, dass sich die Depression sowohl auf einer physischen wie auch auf einer psychischen Ebene manifestierte. In dieser Phase, so erzählt die Biographin weiter, hatte sie Schlafprobleme, sie konnte weder einschlafen noch durchschlafen. Darüber hinaus entwickelte sie Essstörungen, so bezeichnet sie selbst ihr verändertes Essverhalten, denn entweder ass sie kaum noch etwas oder übermässig viel. Ferner trank sie zunehmend Alkohol. Trinken und auffälliges Essverhalten scheinen für sie in diesem Moment die einzige Möglichkeit zu sein, mit ihren schmerzlichen Erfahrungen umzugehen und ihre quälenden Gefühle auszublenzen. Es wird hier deutlich, dass die Biographin insgesamt grosse Schwierigkeiten hat, mit ihren Gefühlen umzugehen, weshalb sie auf diese Bewältigungsstrategien zurückgreift. Die Biographin scheint die berufliche und gesellschaftliche Ablehnung verinnerlicht sowie negative Zuschreibungen in ihr Selbstbild übernommen zu haben, was sich nun in Form einer Selbstablehnung und mangelnder Selbstliebe äussert. Das zwanghafte Essen ist im übertragenen Sinn ein Versuch, etwas zu kompensieren, ein unstillbares Bedürfnis, was als seelischer Hunger gedeutet werden kann.

Eine Alltagsbewältigung war für Leonor Castro nicht mehr möglich, sie war ausserstande, irgendwelchen häuslichen oder privaten Pflichten nachzugehen. Selbst die geringsten Verrichtungen waren unglaublich anstrengend. Sie hatte nicht mal die Kraft, aufzustehen, aber schlafen konnte sie auch nicht mehr. Sie blieb fast nur noch im Bett. Sie fühlte sich zeitweise so kraftlos, dass es ihr nicht mehr gelang, auf die Toilette zu gehen, und sie neben das Bett auf den Boden urinierte. Eine Lebensperspektive hatte sie zu diesem Zeitpunkt keine mehr. Sie verlor sich in grenzenloser Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Sie resignierte. Sie kapitulierte.

Leonor Castros Beschreibung der Auswirkungen ihrer Depression auf den Alltag veranschaulicht deutlich, wie stark ihr Leben und ihr Selbsterleben von der psychischen Erkrankung geprägt sind. Ihre Alltags- und Lebensgestaltung ist massiv beeinträchtigt, nichts scheint mehr wie zuvor zu sein. Es fällt dabei auf, dass ihre Schilderungen von der Dethematisierung familiärer und sozialer Unterstützung eingerahmt werden.

Detaillierungen der Themen Sinnverluste und Suizidversuche

Die Biographin selbst richtet ihren Fokus in der Fortsetzung ihrer autobiographischen Erzählung auf ihr Erleben der Phase ohne Lebensperspektive, eine Phase, die sie aus heutiger Sicht mit dem Bild eines „schwarzen Lochs“ beschreibt. Dabei folgen weitere Detaillierungen der in den vorherigen Sequenzen angesprochenen Suizidgedanken. In einer szenisch-episodischen Darstellung schildert Leonor Castro, dass sie in dieser Zeit mehrere Suizidversuche unternahm. Auffallend ist hier ihre Stakkato-Sprechweise mit kurzen und teilweise auch unvollständigen, aneinandergereihten Sätzen und sinkender Intonation am Satzende. Sie spricht mit vielen Pausen, manchmal stockend,

manchmal zögerlich – Ausdruck ihrer emotionalen Ergriffenheit – als sie ihre Erinnerungen an diese Zeit mitteilt:

„Ja und dann (...), ich habe einfach keinen Sinn für nichts mehr gefunden. Kein Sinn (...), Sinnlosigkeit, unendlich (...), mein Leben, diese Welt und (...) diese Leere. Ich hatte keine Schmerzen, kein Leiden, es ist einfach Leere, Leere, Leere (...), eine Leere, eine Einsamkeit, ein Gefühl (...). Also, ich konnte schon sehen und hören und spüren, aber (...) ich war wie ausgeschaltet, als wäre ich schon tot (...). Es gibt dann nur dieses Loch (...), dieses schwarze Loch, das eine nach unten zieht, wie eine Spirale, die kann man nicht (...), nicht stoppen. Ich bin viele Morgen aufgewacht, aber ich wollte nicht mehr aufwachen. Und dann (...), ja, eines Tages habe ich es geschafft aufzustehen, weil das war (...), ich konnte ja nicht mehr aufstehen, ich konnte nichts mehr machen. Und (...) ja, ich habe einfach gedacht, es ist Schluss. Ich muss mir nur überlegen wie ich mich verabschiede, so dass es meine Eltern verstehen. Und (...) ich weiss nicht, es ist einfach wie auf Autopilot. Ich habe (...), ja, ich habe mehrmals versucht mich zu Tode zu besaufen oder zu Tode (...) irgendetwas (...) ein Cocktail zu machen. Ich habe Tabletten genommen und sie mit Wodka zu einem wunderschönen Cocktail gemacht, bei dem ich wirklich nicht mehr aufwachen konnte (...). Ich wollte einfach nur (...), also, nicht mehr da sein, verschwinden. Ich habe auch vorher meinem Mann gesagt: ‚Ich will einfach nicht mehr leben (...). Ich will, dass diese Firma sieht, wie ich sterbe (lacht kurz).‘ Sie haben mich wirklich krankgemacht, so kaputt gemacht, dass ich innerlich gestorben bin (...). Ja, dann habe ich es getrunken (...), dann wurde ich ohnmächtig (...) und dann hat mich Thomas zuhause gefunden. Er wollte mich ins Spital bringen, aber ich habe ihm gesagt: ‚Nein, es ist nicht das erste Mal‘. Danach habe ich viel gebrochen, es ging mir sehr schlecht.“

Die Erzählung dieser Lebensphase ist von besonderer Intensität. An dieser Stelle wird sichtbar, dass die krisenhafte Zuspitzung nach dem Mobbing einen dramatischen Kulminationspunkt im Leben der Biographin erreicht. Mit dem Verlust ihrer Berufstätigkeit, die eine äusserst zentrale Sinnquelle in ihrem Leben ist – wie zuvor in der Analyse herausgearbeitet – gelingt es Leonor Castro nicht mehr, das Gefühl der Sinnleere auszublenzen. Die Biographin beschreibt ein stark bestimmendes Gefühl der inneren Leere. Sie ist zu diesem Zeitpunkt wie betäubt. Sie kann weder negative Gefühle wie Verzweiflung, Trauer oder Wut, noch positive Emotionen wie Freude, Zuneigung und Liebe fühlen. Das Gefühl der Leere scheint hier die Funktion eines Selbstschutzes einzunehmen, um einen darunterliegenden emotionalen Schmerz zu überdecken.

Dieses schmerzhaftes Verlusterlebnis verdichtet sich zu einer hoffnungslosen Lebenssituation, die für die Biographin unerträglich wird. Sie bilanziert ihr Leben als nicht mehr lebenswert. Ihr psychischer Schmerz ist für sie ausserordentlich gross. Deutlich ist hier, dass ihre Negativperspektive stark mit der Depression verflochten ist. Wie stark die damals 38-jährige Biographin an einer Depression erkrankt war, sechs Jahre nach ihrer Migration in die Schweiz, lässt sich daran erkennen, dass sie einzig im Suizid einen Ausweg aus ihrer als unerträglich gewordenen Existenz sah.¹⁶ Die Beschreibung des Suizidversuchs zeigt, wie verheerend die biographische Verlusterfahrung des Arbeitsplatzes für Leonor Castro ist. Die Biographin nimmt einen

16 Verschiedene Studien belegen, dass 50 % bis 70 % der Menschen, die Suizidversuche bzw. Suizid begehen, an einer Depression leiden (Gysin-Maillart und Michel 2013).

Medikamenten-Cocktail zu sich.¹⁷ Der erneute Versuch, sich das Leben zu nehmen, erfolgte unmittelbar nach ihrer Kündigung, als sie sich in einer akuten Krisenphase befand, so ihre Antwort auf meine immanente Nachfrage. Ihr letzter Suizidversuch lässt sich im Leben der Biographin als ein sehr einschneidendes und schweres Lebensereignis rekonstruieren.

Es folgt im unteren Teil der Textpassage eine Wiedergabe wörtlicher Rede in der Präsensform, als die Biographin den Entschluss zur suizidalen Handlung ihrem Ehemann ankündigt: „Ich will einfach nicht mehr leben (...). Ich will, dass diese Firma sieht, wie ich sterbe“. Gemäss Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 149) haben das szenische Präsens und die wörtliche Rede eine „aufmerksamkeitssteuernde Funktion für den Hörer. Als Stilmittel suggerieren sie ihm eine Dramatik, Unmittelbarkeit und die Teilhabe an einer stattfindenden Erfahrung, gewissermassen einer realen Neuauflage, die mit dem Eindruck besonderer Authentizität versehen wird“. Es ist anzunehmen, dass sie mit der artikulierten Suizidabsicht ihren Mann auf ihren hohen Leidensdruck aufmerksam machen will.¹⁸ Ob sie sich durch die Mitteilung ihrer akuten emotionalen Notlage eine Unterstützung von ihm erhoffte und diese insofern als Hilferuf zu verstehen ist, oder ob sie ihre innere Dynamik lahmlegen wollte, ohne aber sterben zu wollen, ist nicht eindeutig. Eindeutig ist allerdings, dass sich dieser Suizidversuch als Ausdruck eines totalen Orientierungszusammenbruchs sowie als Befreiung aus einem aussichtslosen Gefangensein in einem für sie bedeutungslosen Leben rekonstruieren lässt. Gleichzeitig kann ihr Suizidversuch auch als „Rache sozialer Art“ gedeutet werden. Die Biographin ist derart verletzt, gekränkt und gedemütigt – aber auch hochgradig wütend – aufgrund der erlebten Erniedrigungen am Arbeitsplatz, dass sie sich rächen will. Sie scheint eine so wilde Abscheu gegen die Firma zu empfinden, dass sie ihren ehemaligen ArbeitskollegInnen und Vorgesetzten Schaden in Form von Gewissensbissen zufügen möchte. Sie hofft, sie so mit einem Schuldgefühl bestrafen zu können. Ihre Handlung lässt sich demnach auch als Versuch deuten, ihrem beruflichen Umfeld den erlittenen psychischen Schmerz mitzuteilen. Das drauffolgende Lachen am Satzende könnte hier die Funktion haben, die Ernsthaftigkeit der Aussage aus heutiger Sicht zu relativieren oder eine gegenwärtige Distanz von ihrem damaligen Wunsch auszudrücken.¹⁹

17 Ein von mir mitverfasster Bericht „Epidemiologie von Suiziden, Suizidversuchen und assistierten Suiziden in der Schweiz“ im Auftrag des Bundesamts für Gesundheit (2015) zeigt, dass in der Schweiz die häufigsten Methoden bei Suizidversuchen das Einnehmen von Medikamenten und das Zufügen von Schnittverletzungen in suizidaler Absicht darstellen. In mindestens 40 % der Fälle haben die Betroffenen bereits früher einen Suizidversuch unternommen. Vielfach wird nicht nur eine Methode beim Suizidversuch angewendet, sondern die Suizidenten gebrauchen zum Beispiel einen „Cocktail“ aus verschiedenen Medikamenten oder benutzen Alkohol als „Mutmacher“, eine sogenannte Co-Methode (Keller-Guglielmetti und Walter 2015: 18). Als Suizidmethode wird bei den Frauen ebenfalls Vergiftung mit Medikamenten am häufigsten angewandt, während bei den Männern Erschiessen die häufigste Suizidmethode ist (Keller-Guglielmetti und Walter 2015: 7).

18 Der erste *World Suicide Report* der WHO mit dem Titel „*Preventing suicide – A global imperative*“ (WHO 2014) greift weit verbreitete Gerüchte, wie „wer über Suizid spricht, begeht keinen Suizid“ auf und widerlegt diese.

19 „Erzähler lachen oft, wenn sie eine Unterscheidung zwischen ihrem früheren – ernsthaft betroffenen – und ihrem heutigen – lachenden Ich vornehmen. Dieses stellt sich als humorvoll, abgeklärt oder auch selbstkritisch dar [...]. Mit Lachen kann der Sprecher demonstrieren, dass er einen Verar-

Ihr Ehemann, der sie nach dem Tablettenmissbrauch bewusstlos vorfindet, scheint in dieser Phase ihre einzige Bezugsperson zu sein. Ob sich Leonor Castro in dieser Phase nicht ihren Eltern anvertraute, um ihnen keine Sorgen zu bereiten, sie für den Arbeitsverlust Scham empfand oder sie nicht mit ihrer Hilfe rechnete, zumal sie in der Vergangenheit nicht auf Verständnis für die Depressionserkrankung gestossen war, bleibt hier unklar.

Leonor Castros suizidales Handeln ist Ausdruck einer akuten Lebenskrise, in der sie sich in ihren persönlichen Lebenszielen so bedroht fühlt, dass sie als einzigen Weg ein selbstinitiiertes Existenzende sieht. Die Depression geht bei der Biographin mit einer krisenhaften Situation einher. Die Gründe für Suizidversuche sind letztlich sehr vielfältig. Meistens wirken verschiedene Faktoren zusammen, die komplex miteinander verwoben sind.²⁰ Leonor Castros Depressionserkrankung lässt sich insgesamt als (Selbst-)Schutzmechanismus rekonstruieren, mit Hilfe dessen sie sich vor übermächtigen Gefühlen in einer als unerträglich erlebten Lebenssituation zu schützen versucht. Es scheint, dass die Biographin in dieser Phase der Depression getrennt von ihren Gefühlen ist und kaum noch Zugang zu ihrer Innenwelt oder Aussenwelt hat. Sie ist nicht mehr in der Lage, sich ihren Emotionen und den darunter verborgenen seelischen Schmerzen zuzuwenden, sie wirkt wie abgeblockt. Das emotionale Bewältigen des Erlebten gelingt ihr nicht. Dabei geht es weniger darum, die Kündigung und das Mobbing-Erlebnis einfach hinzunehmen, als vielmehr ihre eigenen Gefühle anzunehmen, die aus diesen Erfahrungen resultieren. Denn Gefühle und Empfindungen hat sie: ihr Nichtverstehen, ihr Groll, ihre Bitterkeit, ihre Rachlust, ihre Ohnmacht, ihre Verzweiflung, ihre Hoffnungslosigkeit, ihre Trauer und schliesslich ihren Schmerz, der darunter verborgen liegt.

Umgang mit der Depression und Behandlung

Im Anschluss an die Erzählung ihres misslungenen Suizidversuchs berichtet die Biographin weiter, dass ihre Alltagsorganisation vollständig zusammengebrochen war. Der komplette Verlust ihrer Handlungsfähigkeit sowie der völlige Kontrollverlust über ihr Leben machten die Inanspruchnahme professioneller Hilfe notwendig. Leonor Castro suchte die Psychotherapeutin auf, bei der sie sich schon seit der ersten Kündigungserfahrung zweieinhalb Jahre zuvor in Therapie befand. Diese setzte sofort mit der herbeigerufenen Psychiaterin eine psychiatrisch-psychotherapeutische Behandlung in Gang:

„Dann hat meine Therapeutin gesagt: ‚Das geht so nicht weiter‘. Ich konnte wirklich nichts mehr machen. Sie hat mich während sechs Monate krankgeschrieben. Sie wollte mich am Anfang in eine Klinik einweisen, aber dann hat sie es sich anders überlegt

beitungs- und Reifungsprozess durchlaufen hat, durch den er zu einer souveränen Akzeptanz und Meisterung seiner Biographie gefunden hat“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 244).

- 20 Die Literatur weist auf verschiedene Erklärungsmodelle hinsichtlich suizidalen Verhaltens hin, die von medizinischen, biologischen, psychologischen und soziologischen Perspektiven ausgehen, die hier allerdings nicht näher dargelegt werden können. Es sei an dieser Stelle einzig auf den Soziologen Emile Durkheim verwiesen, der im Suizid ein soziales Phänomen erkennt, das durch soziale Bedingungen erklärt werden muss. In seiner klassischen Studie „Der Selbstmord“ (1897) deutet er den Suizid als Reaktion auf ein Misslingen von Sinnherstellung bzw. auf fehlende Kraft, den Sinn aus sich zu schöpfen (Marotzki 2006: 61).

und sie meinte zusammen mit der Psychiaterin, dass (...), weil ich Ausländerin bin, wäre das nicht so gut, weil die Therapie auf Deutsch sowieso schon schwierig ist. Und dann (...), mein Problem ist, dass ich vereinsame, dass ich mich immer mehr zurückziehe und kaum aus der Wohnung gehe, niemanden anrufe, kein Kontakt zu Familie, zu Freunden habe. Ich vermeide jeden Kontakt. Und wenn man in einer Klinik ist, ist man sehr isoliert. Und sie haben gesagt: ‚Nein, in diesem speziellen Fall werden wir so handeln‘. Ich musste während eines Monats jeden Morgen um 9.00 Uhr in die Praxis der Psychiaterin gehen, einfach um Hallo zu sagen. Ab und zu haben wir zusammen gesprochen. Aber das war der einzige Weg, damit ich aus dem Haus komme. Ich habe viele, viele Tabletten genommen und (...) sie haben mich auf eine Null-Alkohol-Diät gesetzt und dann innerhalb eines Jahres (...) von 60 kg war ich im nächsten Sommer 90 kg (...). Mein Körper hat sich so dramatisch geändert und seit ich dick bin (...), da ist so ein Hass gegenüber meinem Körper, ich kann mich nicht damit identifizieren (...). Und das war die schlimmste Depression meines Lebens (...), ohne Job (...). Ich konnte mich gar nicht mehr richtig ausdrücken, am Telefon konnte ich kaum richtig Spanisch sprechen, da haben meine Eltern gemerkt, dass etwas nicht stimmte. Aber ich habe ihnen nichts gesagt, also, dass ich versucht habe mir das Leben zu nehmen, weil, eben (...) die Schuldgefühle riesig sind, vor allem, wenn ich mir nur vorstelle, was meine Eltern sagen würden, wie sie sich fühlen könnten. Und ja, ich wollte ihnen keinen zusätzlichen Schmerz verursachen.“

Diese Passage ist von der detaillierten Erzählung therapeutischer Massnahmen eingerahmt. Leonor Castros Psychotherapeutin kommt gemeinsam mit einer Psychiaterin zu dem Schluss, dass eine stationäre psychiatrische Behandlung nicht indiziert ist. Der Verzicht auf eine Hospitalisierung wird dahingehend begründet, einer zusätzlichen sozialen Isolierung vorzubeugen. Bedeutsam ist die Selbstbezeichnung „Ausländerin“, die die Biographin im Interview das erste Mal verwendet, um auf mögliche Kommunikations- und Verständigungsprobleme im psychotherapeutischen Kontext hinzuweisen. Unklar bleibt in diesem Zusammenhang, ob die Therapeutinnen Leonor Castros früher ihrem Mann gegenüber geäußerten Wunsch, nicht hospitalisiert zu werden, berücksichtigten. Es könnte aber auch sein, dass die Therapeutinnen einen Klinikaufenthalt als ungeeignet für die Behandlung migrationsspezifischer Fragestellungen ansahen, da sie mangelnde transkulturelle Kompetenzen in psychiatrischen Institutionen annahmen. In diesem Sinne könnte die Biographin von einer ambulanten Behandlung mehr profitieren, gerade aufgrund der vertrauten therapeutischen Beziehung. Ein vertrautes therapeutisches Setting böte dann der lateinamerikanischen Migrantin die Möglichkeit, über das zu sprechen, was auch auf Spanisch schwer auszudrücken ist.

Leonor Castro nahm also nach der Wiedererkrankung an einer Depression und mehrmaligen Suizidversuchen die psychotherapeutische und medikamentöse Unterstützung an und liess sich bereitwillig auf eine ambulante Behandlung ein. Für einen geregelten Tagesablauf und feste Strukturen sowie das Vermeiden eines Rückzugs in die Selbstisolation und einer Selbstgefährdung muss sich die Biographin, parallel zur Psychotherapie, täglich auch bei der Psychiaterin einfinden. Aus der Erzählung geht zwar hervor, dass dieses Handlungsschema der Therapie während eines Monats umgesetzt wird, es wird allerdings nicht deutlich, wie oft die Psychotherapie pro Woche stattfindet. Im Nachfrageteil bestätigt die Biographin die Medikamenteneinnahme von Antidepressiva und Schlafmitteln.

Mit der starken Gewichtszunahme von 30 kg innerhalb eines Jahres hadert Leonor Castro bis zur Gegenwart. Das Fremdwerden des eigenen Körpers wirkte sich zusätzlich auf ihr negatives Selbstbild aus und verstärkte ihren Leidensdruck. Wenn die innere Anspannung zu gross wurde, negative und schmerzhaft Gefühle überhandnahmen, fungierte das Essen als inadäquate Bewältigungsstrategie für die emotionalen Probleme. Dabei scheint das Essen die Funktion zu haben, Trost und Geborgenheit zu spenden, sowie eine innere Leere zu füllen; eine ähnliche Funktion wie sie der Alkohol hatte, um die Leere der Depression zu füllen.²¹ Ob die Einnahme von Psychopharmaka Einfluss auf die Gewichtszunahme hatte, ist hier nicht klar. Klar ist jedoch, dass zwischen Depression und Übergewicht eine komplexe Wechselbeziehung besteht. Mit der körperlichen Veränderung innerhalb kurzer Zeit entwickelt Leonor Castro nicht nur ein Schamgefühl, sondern sie nimmt auch eine ablehnende Haltung gegen sich selbst ein. Ihre Beschreibung legt die Vermutung nahe, dass Frustration nach mehreren erfolglosen Abnahmeversuchen und Erfahrungen sozialer Stigmatisierung infolge des Übergewichts zur Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper beitragen. Die Erfahrung, im Berufs- und Gesellschaftskontext abgelehnt worden zu sein, scheint die Biographin derart verinnerlicht zu haben, dass sich diese als Selbstablehnung manifestiert, und so erfährt Leonor Castro eine doppelte Ablehnung. Basis der internalisierten Negativ-Eigenbewertung ist also die Erfahrung von sozialer Abwertung.

Noch einmal bewertet die Biographieträgerin die Erkrankung an einer Depression als gravierend: „das war die schlimmste Depression meines Lebens (...), ohne Job (...)“. Die Formulierung weist sowohl eine zeitliche als auch eine qualitative Dimension der Depressionsintensität auf – durch einen Superlativ betont –, um auf die biographisch relevante und kontinuieritätssprengende Krankheitserfahrung hinzudeuten. Der Satzabbruch „ohne Job“ zeigt Leonor Castros eigentheoretische Erklärung, wobei sie erneut einen Zusammenhang – wie schon mehrfach angedeutet – zwischen ihrer beruflichen Situation und der Erkrankung an einer Depression herstellt und damit andere mögliche Erklärungen unberücksichtigt bleiben.²²

Im letzten Teil des Segments wird ein neuer Aspekt deutlich: Die Biographin hat mit ihren Eltern nicht über die Suizidversuche gesprochen, um ihnen kein Leid zuzufügen. Sie begründet ihr Schweigen mit Schuldgefühlen. Hiermit veranschaulicht die Biographin ein weiteres markantes Symptom einer Depression, sich schuldig zu fühlen und sich selbst Vorwürfe zu machen. Die Schuldgefühle ihren Eltern gegenüber lassen sich hier auch als Ausdruck des Gefühls lesen, ein „schlechter Mensch“ zu sein. Ihr gelingt es dabei nicht, sich von der Überzeugung, „keine gute Tochter“ zu sein, zu lösen.

21 Der Soziologe Alain Ehrenberg (2008: 177) hebt in diesem Kontext hervor: „Über diesen Punkt herrscht in der Psychiatrie und Psychoanalyse Konsens; Suchtverhalten ist auf die eine oder andere Weise mit der Depression verknüpft“. Der Psychiater Daniel Hell (2015b: 70) weist zusätzlich darauf hin, dass die Betäubung mit Suchtmitteln keine Verarbeitung von Verlusten und Konflikten zulässt, sondern im Gegenteil neue Probleme hervorruft.

22 Der Psychiater Manfred Wolfersdorf (2002: 46) macht darauf aufmerksam, dass Personen, die besonders leistungsorientiert, sehr gewissenhaft und selbstkritisch sind sowie zu Selbstvorwürfen tendieren, ein erhöhtes Risiko aufweisen, an Depression zu erkranken. Diese Persönlichkeitsmerkmale treffen auch auf die Biographin zu. Hier zeigt sich, dass die Depression ein multifaktorielles Geschehen ist, an dessen Entstehen viele Bedingungen und Auslöser beteiligt sind (Wolfersdorf 2002: 37).

Es wird deutlich, dass die Biographin nach der Migration die familiäre Bindung aufrechterhalten hat, indes bleibt die Frage offen, ob und inwieweit sie den Eltern die Erkrankung an Depression mitteilte. Die ablehnende Reaktion der Mutter, als sie von der ersten Depressionserkrankung der Tochter in Mexiko erfuhr, erinnernd, wäre anzunehmen, dass sie geschwiegen hat. Das könnte auf ein nach wie vor widersprüchliches Verhältnis zu den Eltern schliessen lassen. Eine andere Lesart wäre, dass Leonor Castro ihren Eltern nichts von ihrer Krankheit erzählt, weil diese, bezogen auf die Migrationsbiographie, mit Scham besetzt ist. Es fällt der Biographin schwer, ihren Eltern die erlebten Schwierigkeiten und Belastungen als Migrantin zu vermitteln – möglicherweise aus Furcht, nicht verstanden zu werden, da sie ja aus eigener Entscheidung und nicht aus Notwendigkeit heraus migrierte – was wiederum zu Enttäuschungen und Frustrationen führt. Es ist möglich, dass sie sich nach dem Stellenverlust als „soziale Verliererin“ und „Versagerin“ empfindet oder gar zu diesem Zeitpunkt ihr ganzes Leben als ein einziges „Versagen“ ansieht. Diese Empfindungen stünden im Zusammenhang mit dem ausgeprägten Wunsch, ihren Eltern zu beweisen, auch ohne deren Hilfe ein erfolgreiches Leben führen zu können. Damit gekoppelt ist die erhoffte elterliche Würdigung für ihre Leistung, und auf einer übertragenen Ebene für ihre Person.

Mangelnde soziale Unterstützung im Umgang mit der Depression

In der Haupterzählung wurde das Thema „soziale Unterstützung“ während der Depressionserkrankung in der Schweiz kaum berücksichtigt. Die Hintergründe dafür werden im Nachfrageteil des Interviews klarer konturiert. Deutlich wird, dass die Biographin zu diesem Zeitpunkt wenig familiäre oder soziale Unterstützung erfährt:

„Ich hatte die Diagnose schwere Depression. Die hat mir die Psychiaterin gegeben. Das ist, wenn man gar nicht mehr weiss, ob es Nacht oder Tag ist, ob man schon gegessen hat oder nicht. Und es einem egal ist, ob man auf die Toilette geht oder nicht. Dass man sogar die eigene Hygiene (...), also, ich bin eine super saubere Person (...), man verliert das alles. Das habe ich nur in der Schweiz erlebt. Also, das kann vielleicht etwas zum Nachdenken sein. Ob das vielleicht in Mexiko möglich gewesen wäre? Ich weiss es nicht. Ich denke, wenn ich zuhause geblieben wäre, dann wäre es vielleicht nicht so schlimm gewesen, dann ist man nicht so einsam, oder? Nicht so isoliert. Die Sache, dass ich mich nicht geduscht habe, tagelang oder dass ich fast ins Bett gemacht habe, also neben meinem Bett am Boden, das hätte vielleicht in Mexiko nicht passieren können, weil da physisch (...), ist jemand für dich da, sie hätten mich schon früher zum Arzt gebracht. Und hier (...) mein Mann war da, aber ich (...) wollte ihn nicht zusätzlich belasten.“

Der Eingangssatz dieser Passage zeigt, dass die Biographin die Krankheitsthematik wieder aufgreift und sie die medizinisch-psychologische Diagnose „schwere Depression“ ihrer behandelnden Psychiaterin annehmen kann, ohne sich dieser ausgeliefert zu fühlen. Sprachlich wechselt die Biographin auffallend oft zwischen einer persönlichen Ich-Perspektive und einer stark emotional distanzierten Man-Perspektive. Obwohl sie mit einer Selbstverständlichkeit von den Auswirkungen der schweren Depression spricht, verwendet sie in erster Linie verallgemeinernde Man-Formulierungen („es einem egal ist, ob man auf die Toilette geht oder nicht“) für ihr Verhalten während der Krankheit. Dies ist ein Hinweis darauf, dass die Depression zum damaligen Zeitpunkt ihr Leben determinierte und sie diese Erfahrungen immer noch als

Belastung empfindet. Wenn sie aber darauf hinweist, dass sie sich als Mensch ganz anders verhält, wenn sie nicht von der Depression betroffen ist, formuliert sie in der Ich-Perspektive („ich bin eine super saubere Person“). Damit distanziert sie sich klar von der psychischen Krankheit. Darüber hinaus wird deutlich, dass sie ihre Identität nicht nur als Erkrankte definiert, d.h. sie akzeptiert die Depression als ein Teil dessen, wer sie ist, aber sie bestimmt nicht ihre Selbstdefinition. Festzuhalten bleibt, dass der Wechsel zwischen der Man- und Ich-Perspektive die Verwobenheit von Depression, Biographie und Identität zeigt.

Besonders aufschlussreich in dieser Textpassage ist, dass Leonor Castro die in der Migration erlebte Depression entlang des Themas „elterliche Unterstützung“ reflexiv bearbeitet. Sie stellt sich die Frage, welche familiäre und soziale Unterstützung sie in ihrem Herkunftsland erfahren hätte. Der Vergleich zu Mexiko verdeutlicht ihre Einschätzung, dass ungeachtet ihrer ambivalenten Beziehung zu ihren Eltern, sie während einer Depressionserkrankung dieser Schwere auf die Hilfe ihrer Familie und engen Bezugspersonen hätte zählen können. Es fällt auf, dass die Familie im Kontext von Leonor Castros Depressionserkrankung in der Migration einen hohen ideellen Stellenwert einnimmt. Insofern lässt sich ihre Beziehung zur Herkunftsfamilie in Mexiko nicht nur auf die vergangenen Erfahrungen reduzieren, sondern muss in ihrer Komplexität auch in der aktuellen Lebensphase betrachtet werden. Dabei wird die Bedeutung familiärer Bindungen aus der Sicht der Biographin deutlich. In der Schweiz fühlt sie sich aufgrund fehlender Kontakte zu Familienangehörigen und Freunden nicht unterstützt. In ihrer Krankheitsbeschreibung kristallisiert sich die Isolation als problematisch heraus. Dabei schildert sie die Erfahrung von Einsamkeit und Isolierung nicht nur als Folge ihrer Depression, sondern betont auch ihr Gefühl des Isoliert-Werdens in der Schweiz. So lässt sich die Bedeutung sozialer Unterstützung im Umgang mit einer Depression sowie in deren Bewältigungsprozess für die Biographin ablesen. Sie erfährt in der Migration keine Entlastung und kann nicht auf soziale Unterstützung zurückgreifen.

Als Leonor Castro über ihren Ehemann – der einzig engen Bezugsperson und wichtigsten Beziehung in der Schweiz – zu sprechen anfängt: „Und hier (...)“, atmet sie zunächst tief aus. Nach einer längeren Pause erzählt sie spürbar emotional ergriffen weiter: „mein Mann war da, aber ich (...) wollte ihn nicht zusätzlich belasten“. Aus dem Zitat geht klar hervor, dass sie sich als Belastung für ihren Mann erlebt und die Erkrankung mit sich selbst ausmacht. Sie scheint nahezu ein schlechtes Gewissen wegen ihrer Depression zu haben. Sie nimmt sich als Last wahr, weil sie glaubt, ihrem Mann bei der Alltagsorganisation zu viel Arbeit zu machen. Darüber hinaus versucht sie zu verbergen, wenn es ihr nicht gut geht, um ihrem Ehemann nicht auch emotional zur Last zu fallen.

Auswirkungen einer Depression auf die Ehe

Wie im Weiteren deutlich wird, wirkt sich eine Depression auf Angehörige, auf familiäre Beziehungen und auf den partnerschaftlichen Umgang aus. Die psychische Erkrankung betrifft nicht nur Leonor Castros Alltagsbewältigung, sondern beeinflusst auch ihre intimste eheliche Interaktion. Die Depression ist laut Hell (2007: 65) nicht nur ein individuelles Geschehen, vielmehr verändert sie die zwischenmenschlichen Beziehungen der Betroffenen. So erzählt sie an anderer Stelle – mit knappen Ausführungen

rungen – über die Auswirkung der Depression auf ihre Ehe und veranschaulicht damit die emotionale Bedeutsamkeit für die Beziehung:

„Es ist sehr schwierig (...), es macht die Beziehung (...) empfindlich, weil meine Depression z.B. so stark wurde, dass ich überhaupt keine Sexualität erleben konnte. Ich fühlte nichts, überhaupt nichts. Natürlich leidet die Beziehung darunter (...). Also, ich habe wirklich meine Ehe auf die Probe gestellt, aber mein Mann ist immer noch mit mir zusammen (lächelt).“

In ihren Reflexionen über die Folgen der Depression auf ihre Ehe verdeutlicht die Biographin aus ihrer Perspektive, welches Ausmass an Belastungen, Geduld und Verständnis sie ihrem Ehemann abverlangt. Sie gebraucht hier zweimal das unpersönliche Pronomen „es“, das ein Ringen um Worte zum Ausdruck bringt, um adäquat die Frage zu beantworten. Gleichzeitig wird durch die Verwendung des Pronomens „es“ die Bezeichnung Depression ersetzt, was auf eine sachlich distanzierte Haltung hinweist. Deutlich ist, dass sie sich empathisch in die Rolle ihres Mannes hineinversetzen kann, als sie eheliche Schwierigkeiten während der Depression andeutet. Das Schildern sexueller Störungen in dieser Sequenz weist möglicherweise auch auf Nebenwirkungen durch die Einnahme eines Antidepressivums hin. Ihre Beziehungsfähigkeit ist durch die Depression stark beeinträchtigt.

Die Formulierung „es macht die Beziehung (...) empfindlich“ zeigt, welche Herausforderung die Depression für die Beziehung bedeutet. Dass Leonor Castro die „Ehe auf die Probe gestellt“ hat, illustriert die hohe Anstrengung, die beide Partner aufbringen, um die Beziehung aufrechtzuerhalten. Im letzten Satz der Passage „mein Mann ist immer noch mit mir zusammen“ zeichnet sich ab, dass das binationale Paar die Depression miteinander bewältigt hat. Es lässt sich hier nicht eindeutig feststellen, welche Veränderungen auf der Beziehungsebene eingetreten sind. Möglicherweise hat die Erfahrung, schwierige Lebensphasen gemeinsam durchzustehen, die Partnerschaft gefestigt und intensiviert. Eine andere Interpretation wäre, dass die Depression eine Abhängigkeit vom Ehemann begünstigte und damit einen Verlust von Autonomie bewirkte. Der periphere Stellenwert, den die Biographin der Auswirkung der Depression auf die Beziehung widmet, lässt sich mit möglichen schambeladenen Gefühlen und mit Schuldgefühlen ihrem Mann gegenüber erklären. Insgesamt zeigt sich, dass die Depression Einfluss auf die Lebensorientierung und Lebensführung hat und verschiedene Lebensbereiche beeinträchtigt: ihre Gefühle, ihr Denken, ihr Handeln, ihren Körper, ihre Beziehung zu anderen und ihre Beziehung zu sich selbst.

Halt und Ressourcen im Umgang mit Depression

Auf die Frage hin, was ihr während der Depressionsphase Halt gab und ihr am meisten geholfen habe, führt die Biographin Folgendes aus:

„Ich habe meinen Mann, aber (...) nicht immer. Also, er hat begrenzte Möglichkeiten mich zu unterstützen. Er ist ziemlich empfindlich für meine Traurigkeit und solche Sachen. Und sonst bin ich in der Schweiz alleine, alle meine Verwandte leben in Mexiko (...). Aber ich habe meine Therapeutin, die ich jederzeit anrufen kann und zum Glück habe ich super nette Leute kennengelernt, seit ich arbeitslos geworden bin und gute Freundinnen geworden sind. Ansonsten (...), ich bin gläubig, der katholische Glaube gibt mir

Halt, aber es ist mir auch etwas peinlich, dass ich Gott immer wieder mit meinen Gebeten belästige, aber ja, es hilft.“

In dieser nachdenklichen Sequenz stellt die Biographin ambivalent das Verhalten ihres Ehemannes im Umgang mit ihrer Erkrankung dar („Ich habe meinen Mann, aber (...) nicht immer“). Sie illustriert, wie bedeutsam die Beziehung zu ihrem Mann für die Bewältigung der Depression und für ihre Stabilität ist. Sie erwähnt ihren Ehemann an erster Stelle und zeigt damit, dass er für sie die wichtigste Bezugsperson und eine stabile Ressource und Unterstützung ist, der sie sich sicher ist, allerdings nur bis zu einem gewissen Grad. Worin sich die Art der Unterstützung durch ihren Partner äußert, bleibt unerwähnt. Die Aussage „Er ist ziemlich empfindlich für meine Traurigkeit und solche Sachen“ veranschaulicht zugleich auch die psychische Belastung der Depression für ihren Mann. Es fällt auf, dass die Biographin hier nicht ausführlicher über die emotionale Reaktion ihres Mannes im Umgang mit ihrer Depression spricht. Durch die Verwendung des semantisch weitgehend bedeutungslosen Ausdrucks „Sachen“ bleibt sie vage. Dadurch kann vermieden werden, so Lucius-Hoene und Depermann (2004: 225), über unliebsame, peinliche oder schmerzhaftes Sachverhalte zu sprechen. Es zeigt sich, dass die Biographin ihrem Mann kein schwerwiegendes Fehlverhalten im Umgang mit der psychischen Erkrankung vorwirft, sondern eher Mitgefühl für ihn aufbringt. Daher ist Leonor Castros Anerkennung seines Engagements sowie ihre Dankbarkeit für seinen emotionalen Rückhalt wahrnehmbar, da sie ihn als erste wichtige Stütze nennt. Zudem bekräftigt sie, dass er zu ihr gehalten hat und immer noch mit ihr zusammen ist. Die Reaktion ihres Mannes lässt vermuten, dass er emotional überfordert und ohnmächtig war, weil er ihr nicht helfen konnte. Im partnerschaftlichen Umgang mit der Depressionserkrankung wird also deutlich, dass die Biographin Rücksicht auf die Gefühle ihres Ehemannes nimmt, die von Mitgefühl, Überforderung, Sorge, Ohnmacht bis hin zu Verzweiflung reichen konnten. Welchen Weg ihr Mann im Umgang mit seinen Gefühlen bezüglich der Ungewissheit, wie es weitergeht, ob und wann die Depression nachlässt, findet, ist schwer zu sagen.

In dieser Sequenz nimmt die in Mexiko lebende Herkunftsfamilie eine periphere Rolle ein. Auffällig ist, dass die Eltern und die Schwester Leonor Castros hier nicht als Handelnde in Erscheinung treten. Vielmehr werden sie in einer verallgemeinernden Art als „Verwandte“ subsummiert. In der bisherigen Erzählung ist es Leonor Castro nicht gelungen, ihre Eltern als enge Bezugspersonen darzustellen. Obwohl sie einen regelmässigen telefonischen Kontakt zu ihren Eltern pflegt, wie an anderer Stelle erwähnt, geht sie hier nicht näher darauf ein. Der telefonische Austausch mit ihren Eltern kann zwar als eine erweiterte Form der emotionalen Unterstützung identifiziert werden, allerdings nicht im Umgang mit der Depressionserkrankung. Die fehlende Bereitschaft, den Eltern telefonisch offen über ihren psychischen Gesundheitszustand zu berichten, lässt sich so deuten, ihnen einerseits Leid zu ersparen. Denn ihre Eltern, die auf einem anderen Kontinent leben, könnten sich aufgrund der geographischen Distanz in ihren Unterstützungsmöglichkeiten eingeschränkt fühlen. Diese Handlungsunfähigkeit könnte bei ihren Eltern, die zudem auch schon im Rentenalter sind, ein Gefühl der Unzulänglichkeit oder Hilflosigkeit auslösen. Das möchte Leonor Castro vermeiden. Dies würde auch erklären, warum die Eltern erst dann in die Schweiz kamen, als es der Biographin psychisch wieder besser ging. Andererseits könnte sie aus Angst vor Unverständnis ihren Eltern nichts erzählt haben. Dadurch vermeidet sie

eine zusätzliche Belastung aufgrund der emotionalen Reaktion ihrer Familienangehörigen, eine Belastung, die sie in ihrem Zustand schlecht verkraften kann.

Die Aktivierung sozialer Unterstützung im Bewältigungsprozess der psychischen Erkrankung konzentriert Leonor Castro in erster Linie auf ihren Lebenspartner. Darüber hinaus erweist sich die Inanspruchnahme professioneller Unterstützung als hilfreich im Umgang mit der Depression. Daran zeigt sich die gute Vertrauensbeziehung zwischen der Psychotherapeutin und der Biographin. Die Erwähnung der Fachperson wird dabei mit einem „aber“ direkt im Anschlusssatz an ihre Verwandte eingeführt. Dieses „aber“ fällt auf, denn damit kann die Psychotherapeutin als Ersatz für enge Bezugspartner gedeutet werden. Daraus lässt sich schliessen, dass Leonor Castro im Rahmen des therapeutischen Settings auf zwischenmenschliche Anteilnahme und Verständnis stösst. Dieses Wissen, in akuten Krisensituationen eine Ansprechpartnerin zu haben, wirkt sich positiv auf sie aus und scheint eine Erleichterung darzustellen.

Anschliessend führt die Biographin weiter aus, nach dem Austritt aus dem Erwerbsleben neue soziale Kontakte während eines Praktikums bei einer Menschenrechtsorganisation geschlossen zu haben. Sie fühlt sich nun von ihren Kolleginnen angenommen.²³ Im letzten Teil der Textpassage wird die Bedeutung der Religion für Leonor Castro sichtbar. Der Glaube erweist sich als wesentliche Stütze, aus dem sie Kraft und Rückhalt gewinnt, um ihre Depression zu verarbeiten. Die Biographin verweist darauf, dass der katholische Glaube eine aus ihrer Kindheit vertraute religiöse Rahmung repräsentiert und sie nach wie vor einen Bezug zur Religion hat, was sie als hilfreich erlebt. Aus biographischer Sicht überrascht es nicht, dass sie dem Glauben, insbesondere in der Depressionsphase und in der Migration, einen hohen Stellenwert einräumt. Sie spezifiziert in diesem Kontext nicht, ob sie eine katholische Messe besucht, ihr die kirchliche Glaubensgemeinschaft einen Halt gibt oder im Allgemeinen der Glauben eine zentrale Rolle in der Bewältigung der psychischen Erkrankung spielt. Die Zuwendung zu Gott bietet ihr eine Art Zuflucht, in der ihr ein Umgang mit ihren Gefühlen der Perspektiv- und Sinnlosigkeit möglich scheint.

Biographische Prozesse im Kontext der Depression

Aus der Erzählung geht hervor, dass sich im weiteren Verlauf Leonor Castros Gesundheitszustand stabilisierte, was dem Anschein nach auf die kontinuierliche psychotherapeutische und medikamentöse Behandlung zurückzuführen ist. Darüber hinaus scheinen sich die strukturierten Tagesabläufe und der soziale Kontext heilsam auf sie ausgewirkt zu haben. Während der sechsmonatigen Krankschreibung setzte sie sich mit ihren lebensgeschichtlichen Erfahrungen auseinander, und es begann eine Normalisierungsphase, in der sie sich beim regionalen Arbeitsvermittlungszentrum (RAV) anmeldete. Die Zeit der Erwerbslosigkeit erlaubte ihr, sich Gedanken über ihre Lebenssituation zu machen sowie über ihren beruflichen Lebensentwurf nachzudenken. Mit Apitzsch (2000: 65) kann davon gesprochen werden, dass sich ihr die Möglichkeit systematischer Reflexion bot, die sie nutzte. Diese Prozesse setzten eine biographische Arbeit voraus. Sie entwickelte während dieses Wandlungsprozesses neue Lebensperspektiven. Das bedeutet auch, dass sie ihrer Berufsbiographie eine neue Richtung geben wollte. Zu diesem Zeitpunkt war sie wieder hoffnungsvoll und zuver-

23 Leonor Castro bezieht sich hierbei auf Freundschaften, die sie während ihrer Praktikumszeit geschlossen hat und schliesst mich hier mit ein.

sichtlich, mit ihren drei Universitätsdiplomen und ihrer langjährigen Berufserfahrung eine qualifizierte Anstellung zu finden. Motiviert, wieder in die Arbeitswelt zurückzukehren, bemühte sich Leonor Castro aus eigener Kraft um einen neuen Arbeitsplatz. Sie machte allerdings die Erfahrung, dass ihre beruflichen und universitären Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt, trotz zahlreicher Bewerbungen, nicht gefragt waren. Nicht mehr in das internationale Finanzwesen zurückzukehren, wurde nach vielen Bewerbungsabsagen von ihr entschieden. Zu stark war vermutlich die soziale Kränkung, trotz langjähriger Berufserfahrung und dreier universitärer Abschlüsse keine Anstellung in diesem Bereich zu finden.

Als ihr im Jahr 2010 die Möglichkeit eines sechsmonatigen wissenschaftlichen Praktikums in einer Menschenrechtsorganisation²⁴ angeboten wurde, sagte sie sofort zu. Durch die unentgeltliche Arbeit erhoffte sie sich, neben Berufserfahrung in einem neuen Arbeitsbereich, auch die Möglichkeit, neue berufliche Kontakte zu knüpfen. Der Wunsch einer beruflichen Neuorientierung – mittlerweile war Leonor Castro 39 Jahre alt – lässt sich dahingehend deuten, dass sie einzig durch das Ergreifen einer neuen Berufsausrichtung einen Ausweg aus der Erwerbslosigkeit sieht.

Differenzerfahrungen im Kontext von Institutionen

Da das Praktikum unbezahlt war, blieb Leonor Castro beim Arbeitsamt angemeldet. Die Biographin schildert in der Haupterzählung sowohl Verärgerung als auch Enttäuschung über diese staatliche Institution. Sie ist aufgebracht, als sie über ihre Erfahrungen mit dem RAV, das sie sehr negativ bewertet, spricht:

„Und dann diese RAV-Geschichte (...), auch wenn ich es gut finde, dass sie dir helfen, finde ich es eine absolute Katastrophe, dass man als Ausländerin, die durch eine Depression durchgegangen ist und dann eine Unterstützung erhält, einem das Gefühl gegeben wird, als ob man wirklich etwas falsch gemacht hätte, um den Job zu verlieren. Als Arbeitslose, die eine Depression hat, wirst du behandelt (...), also, als ob man stinkt, oder? Es gibt da diejenigen, die arbeiten und dort diejenigen, die stinken und beim RAV sind. Und die Schweiz ist so klein, man merkt, wer arbeitslos ist und wer nicht, oder?“

Diese Passage zeigt deutlich die Dimension der sozialen Scham im Kontext von Leonor Castros Erfahrungen mit der Erwerbslosigkeit. Das Verhalten der Beschäftigten vom RAV beschämt sie. Die entwürdigende Behandlung der RAV-Beratenden vermitteln ihr erneut ein Gefühl von Ablehnung.

Schauen wir uns aber diesen Textausschnitt genauer an. Deutlich ist hier die Macht, die Institutionen auf das Leben eines Individuums haben. Leonor Castro beschreibt aus ihrer Sicht, dass mit der Anmeldung bei der Arbeitslosenversicherung ihr das Gefühl vermittelt wird, der Stellenverlust sei das Resultat eines individuellen Verschuldens. Leonor Castro fühlt sich beim RAV dem Verdacht ausgesetzt, als Migrantin nicht arbeiten zu wollen, um als Erwerbslose von den Sozialversicherungen profitieren zu können. Der Eindruck, als „Ausländerin“ als eine Belastung für das Sozialsystem betrachtet und selbst verantwortlich für ihre Erwerbslosigkeit gemacht zu werden,

24 Eine gewisse Ironie weist die Tatsache auf, dass die Biographin damit eine Berufsorientierung einnimmt, die Ähnlichkeiten mit dem sozialen Engagement ihrer Mutter aufweist, gegen das sie als junge Erwachsene aufbegehrte.

löst bei der Biographin nicht nur Schuld-, sondern auch Schamgefühle aus und das, obwohl sie ungewollt arbeitslos ist. Ihre heftige emotionale Reaktion zeigt, dass sie die implizite Individualisierung ihres „Misserfolgs“ bei der Arbeit sowie die getarnte Schuldzuweisung energisch von sich weist. Es ist anzunehmen, dass sich diese Erfahrungen mit dem RAV negativ auf den Prozess der Arbeitssuche auswirken.

Beim RAV stösst sie nicht nur auf soziale Ablehnung, sondern ist zusätzlich mit Differenzenerfahrungen konfrontiert. Denn die Sequenz verdeutlicht Leonor Castros Gefühl, beim Arbeitsamt als „Ausländerin“ kategorisiert zu werden, was sie mit einer Missbilligung ihrer Person gleichsetzt. Die Verwendung des negativ konnotierten Begriffs „Ausländerin“ im Kontext von Arbeitslosigkeit lässt eine subjektiv empfundene Ungleichbehandlung erkennen. Leonor Castro fühlt sich überdies nach ihrer Depressionserkrankung der Stigmatisierung als weniger leistungsfähige Migrantin ausgesetzt. Sie empfindet beim Arbeitsamt die unterschwellige Anklage, dass sie als an Depression erkrankte Lateinamerikanerin weniger Leistungsbereitschaft an den Tag legt. Ihr Leiden während der Depression stösst auf Unverständnis bei den RAV-Beratungsgesprächen. Die Biographin fühlt sich als erwerbslose Migrantin nach der Depression mit dem Stigma der Diskreditierten behaftet, um mit Goffman (1967: 12) zu sprechen.²⁵ Der Erzählung ist zu entnehmen, dass sie sich als mehrfach Stigmatisierte erlebt: als „Ausländerin, Arbeitslose und Depressionserkrankte“, was einem Entzug sozialer Anerkennung und Wertschätzung gleichkommt.

Die Umschreibung „als ob man stinkt“ dokumentiert klar ihr Gefühl gesellschaftlicher Abwertung und Ausgrenzung. Sie macht deutlich, sich verurteilt zu fühlen, als hätte sie eine abstossende Wirkung. Sie bringt mit dem sprachlichen Bild des Gestanks ihre Wahrnehmung einer marginalisierten gesellschaftlichen Stellung zum Ausdruck und leidet offensichtlich unter der Reaktion des sozialen Umfeldes. Hier wird das eintretende soziale Schamgefühl sichtbar, das mit dem Verlust ihrer berufsbiographischen Identität verbunden ist. Die Arbeitslosigkeit kann sie nicht mit ihrem Selbstbild einer berufsorientierten Frau in Einklang bringen, was sie als soziales Versagen zu deuten scheint. Auch konnte sie die migrationsspezifischen Erwartungen, die sie an sich selbst als finanziell unabhängige Frau gestellt hatte, nicht erfüllen. Sie verliert sich in Selbstvorwürfen und starker Selbstkritik, was bedeuten könnte, dass sie die Erwerbslosigkeit innerlich doch mit Selbstverschulden und persönlichem Versagen in Verbindung bringt. Dies erzeugt eine Art doppelter Beschämung. Aus Leonor Castros Darstellung geht insgesamt hervor, dass es aus ihrer Sicht zwei Klassen Menschen gibt – die mit und die ohne Arbeit – und die entsprechend Achtung oder Geringschätzung erfahren. Somit hängt der Eigenwert von der Teilhabe am Erwerbsleben ab.

Alltagsrassismus in der Migration

Im Zentrum der nachfolgenden Ausführungen stehen konkrete Erfahrungen Leonor Castros mit Rassismus im Alltagsleben, die für ihren psychischen Zustand bedeutsam sind. Die Themen Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen, Stigmatisierung und Diskriminierung am Arbeitsplatz und in öffentlichen Institutionen durchziehen die

25 Ist das Stigma den Anwesenden bekannt, so ist diese Person ein Diskreditierter. Von einem Diskreditierbaren ist dann die Rede, wenn das Stigma den Anwesenden nicht bekannt ist, da es ihnen nicht unmittelbar wahrnehmbar ist (Goffman 1967: 12).

lebensgeschichtliche Haupterzählung der Biographin. Im immanenten Interviewteil beantwortet sie meine Frage nach weiteren Rassismuserfahrungen im Alltag wie folgt:

„Aber ja, ich habe schon ab und zu solche Sachen erlebt. Intoleranz oder Rassismus habe ich zum Beispiel an der Tramhaltestelle mit einer alten Dame erlebt, die mich angesehen hat, als ob ich etwas Hässliches wäre. Sie beschimpfte mich und sagte (...), ach, ich weiss gar nicht was sie auf Schweizerdeutsch sagte, ich verstand sie nicht, aber sie muss notorisch gestört gewesen sein, denn sie behandelte mich als würde ich stinken oder so. Ich finde das einen Blödsinn, also eine Ignoranz von ihr. Auch mit der Bahn zum Beispiel, das war ganz klar eine Diskriminierung. Ich wollte den Zug nehmen, aber es war schwierig für mich, das Ticket am Automat zu kaufen. Dann bin ich zu den Leuten von der Bahn gegangen und habe sie gefragt, das war ganz am Anfang, mit gebrochenem Deutsch, wie ich das Ticket lösen kann. Sie haben mir gesagt, ich solle nur die Anweisungen lesen. ‚Deswegen frage ich‘, sagte ich, ‚weil ich das nicht verstehe, oder?‘ Da haben sie mir gesagt, ich hätte sowieso keine Zeit mehr das Ticket zu kaufen, ich soll den nächsten Zug nehmen. Dann habe ich einfach ein Tagesticket gekauft, das teurer war und bin in die Bahn gestiegen. Da sind sie gleich zu mir gekommen und sagten laut auf Schweizerdeutsch: ‚Zeigen Sie Ihr Ticket, zeigen Sie es sofort‘. Sie haben genau gewusst, dass ich sie nicht verstehe und dass ich das falsche Ticket habe, aber ich habe mehr bezahlt als (...) als nötig war und (...) und dann haben sie mich trotzdem als Ausländerin beschimpft, weil ich das falsche Ticket gekauft hatte, obwohl ich mehr gezahlt hatte als ich für (...), für dieses Ziel hätte zahlen müssen und ja, solche Sachen. Ich dachte dann: ‚Mein Gott, sie haben mich einfach nicht gemocht. Sie haben einfach gedacht, das ist eine kleine Verbrecherin oder so etwas bin‘. Aber das gibt es auch in Mexiko, also, es gibt überall doofe Leute. Sogar meine Schwiegermutter denkt, dass ich aus dem Dschungel komme. Sie versteht nicht, dass mein Vater ein Mathematik-Professor ist, meine Mutter Historikerin ist, ich gebildet bin und aus einer der grössten Städte der Welt komme. Meine Schwiegermutter sagte einmal zu mir, dass es gut ist, dass ich keine Kinder mit meinem Mann, also mit ihrem Sohn, bekommen habe, denn ich sei ein schlechter Mensch und ich wäre bestimmt eine schlechte Mutter geworden (...). Sie lehnt mich völlig ab, weil (...) ich aus Mexiko komme.“

In dieser langen und ausführlichen Erzählung thematisiert Leonor Castro Erfahrungen mit alltagsrassistischer Diskriminierung und Ausgrenzung auf der interaktiven Ebene im öffentlichen wie auch im privaten Raum. Es fällt ihr nicht schwer, konkrete Rassismuserfahrungen zu benennen. Als „Ausländerin“ wahrgenommen zu werden, empfindet sie klar als soziale Abwertung. Mit der wiederholten Verwendung des Verbs „stinken“ betont sie ihr subjektives Empfinden, wonach in Alltagssituationen, wie etwa im öffentlichen Nahverkehr, die physische Nähe zu ihr vermieden wird. Sie dokumentiert mit der Wortwahl darüber hinaus, dass sie aufgrund ihres Status als Migrantin in der Öffentlichkeit mit Gefühlen des Ekels und der Abneigung konfrontiert ist. Ihre Empörung und gleichzeitige Betroffenheit ist in diesen Erzählungen klar wahrnehmbar.

Leonor Castro beschreibt Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen, die sich durch Ächtung, Beschimpfungen, abschätzige Bezeichnungen und falsche Anschuldigungen verbal und nonverbal manifestieren. So begegnet die Biographin im Alltagsleben Menschen, die ihr offene Feindseligkeit und Ablehnung entgegenbringen,

weil sie phänotypisch erkennbar einer sozialen Gruppe angehört, die als anders gekennzeichnet, negativ wahrgenommen und deshalb als ungleichwertig betrachtet und beurteilt wird. Daher zeigt die lateinamerikanische Migrantin, dass sie sich von den Einheimischen menschlich disqualifiziert bzw. negativ behandelt fühlt. Auch wenn Leonor Castro die verbale Attacke auf Schweizerdeutsch einer ihr unbekannten Frau beim Warten auf das Tram nicht versteht, so ist die physische Energie, die von diesen Worten ausgeht, unmissverständlich und deutlich spürbar.

Gerade im Zusammenhang mit ihren mangelnden Sprachkenntnissen als Neuzugezogene in der Schweiz erlebt sie eine entwürdigende Behandlung durch SBB-Mitarbeitende, die sich wenig empathisch zeigen. Die Textpassage entfaltet szenisch den Kontakt der Biographin mit den Bahnangestellten, die ihr das Gefühl vermitteln, ein Mensch von „minderer Intelligenz“ zu sein, da es ihr aufgrund von Sprachbarrieren nicht gelang, den Fahrkartenautomaten zu bedienen. Ihre Bitte um Unterstützung wurde übergangen. In der Wahrnehmung der Biographin ist die verweigerte Hilfe an ihren Status als „Ausländerin“ gekoppelt, was sie als demütigend und diskriminierend empfindet. In der Reinszenierung ihrer eigenen Antwort mit erhobener Stimme: „deswegen frage ich, weil ich das nicht verstehe, oder?“ wird ihre Empörung deutlich, die sich mit Zorn und Ohnmacht mischt. Leonor Castros Empörung ist eine emotionale Reaktion auf einen Schmerz – ein Schmerz der Ungerechtigkeit –, den sie mit Ärger abzuwehren versucht.

In dieser sozialen Ungerechtigkeit zeigen sich gesellschaftliche Umstände, die ausgrenzend und demütigend sind und unter denen sie handlungsaktiv zu bleiben versucht. Mit einem wesentlich teureren Zugbillet als erforderlich und nach anfänglichen Ohnmachtsgefühlen entwickelt sie eine oppositionelle Haltung gegenüber den SBB-Kontrolleuren. So stellt sie sich als Frau dar, die sich selbst zu helfen weiss und der ein abwertendes Verhalten durch andere nichts anhaben kann. Die hier zum Ausdruck gekommene Skandalisierung kann auch als Strategie interpretiert werden, um handlungsmächtig und – wenn auch eingeschränkt – selbstbestimmt zu bleiben.

Leonor Castro beschreibt sich hier als Betroffene von subtilen und nicht subtilen Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen. Da die Bahnangestellten wussten, dass die Biographin kein Schweizerdeutsch versteht, lässt sich ihre bewusste Verwendung des Dialekts statt der Hochsprache sowie ihr Auftreten als eine explizite Form der Herabwürdigung und Geringschätzung deuten. Auch gleich auf die Biographin zuzusteuern, als sie diese im Zug sahen, dokumentiert deutlich das Misstrauen der Bahnangestellten gegenüber der Frau aus Lateinamerika. Es kann vermutet werden, dass Leonor Castros Erfahrung, im Zug öffentlich als „Verbrecherin“ und so für alle sichtbar als zu degradierende Person hingestellt zu werden, Gefühle der Beschämung hervorruft. Sie fühlt sich in dieser Situation verachtet, erniedrigt und gedemütigt.

Im Zentrum der rassistischen Diskriminierungserfahrung steht der verbale Angriff durch Angestellte eines öffentlichen Unternehmens, die Leonor Castro als „Ausländerin“ beschimpfen. Die Benutzung des Begriffs „Ausländerin“, der von den Kontrolleuren offensichtlich pejorativ gemeint ist, zeigt ein unangemessenes und insbesondere unprofessionelles Handeln gegenüber der Biographin als Angehörige der Migrationsbevölkerung. Somit lässt sich diese Beleidigung als rassistisch motivierte Handlung rekonstruieren. Leonor Castro fühlt sich als minderwertige Person behandelt und in ihrer Würde verletzt. Zick und Küpper (2015: 94) verweisen in diesem Kontext darauf, dass die Abwertung und Ausgrenzung letztlich immer der Herstellung

und/oder Zementierung von gesellschaftlichen Machtverhältnissen dient. Mit der wiederkehrenden öffentlichen Beschimpfung als „Ausländerin“ verstärkt sich Leonor Castros Gefühl des Nicht-Dazugehörens.

Die Biographin ist nicht nur Zeugin und Betroffene alltagsrassistischer Äußerungen und Handlungen durch anonyme Fremde, sondern sie ist auch im Privatbereich direkt davon betroffen. Ihre angeheiratete Familie begegnet ihr mit dem Gefühl der Geringschätzung und einer emotionalen Ablehnung. Ihr wird von der Schwiegermutter zu verstehen gegeben, dass sie nicht „dazugehört“. Leonor Castro empfindet diese Erfahrung als belastend und schmerzhaft, was sie mit „sie lehnt mich völlig ab“ veranschaulicht. In ihrer Selbstdarstellung macht sie deutlich, dass sie dieses leidvolle Erlebnis auf ihre mexikanische Herkunft zurückführt. Die Mutter ihres Mannes verweigert ihr nicht nur die Zugehörigkeit in die eingetragene Familie, sondern auch Anerkennung und Wertschätzung. Mit der Aussage „denk, dass ich aus dem Dschungel komme“ illustriert die Biographieträgerin, dass die Beziehung zwischen ihr und ihrer Schwiegermutter von rassistischen Diskursen geprägt ist. Sie fühlt sich durch die Schwiegermutter zu einer minderwertigen Person erniedrigt und direkter oder indirekter rassistischer Diskriminierung ausgesetzt. Die Schwiegermutter positioniert sich als Überlegene und negiert damit die Gleichwertigkeit der Schwiegertochter. Leonor Castro wird die Position der „ausländischen Ehefrau“ zugeschrieben, die hier mit „schlechtem Mensch“ und „schlechter Mutter“ gleichgesetzt wird, was zusätzlich einen rassistischen Geschlechterdiskurs offenlegt. Durch die Konstruktion von Differenzen kann sich die Schwiegermutter der Biographin gegenüber distanziert verhalten und dadurch die Ablehnung der nicht willkommenen mexikanischen Schwiegertochter in der Familie aufrechterhalten. Leonor Castros Entscheidung berücksichtigend, auf Kinder zu verzichten, um sich im Beruf verwirklichen zu können und anschließend dann statt Berufserfolg beruflichen Ausschluss erleben zu müssen, muss die abschätzige Bemerkung der Schwiegermutter, sie wäre eine „schlechte Mutter“ gewesen, besonders schmerzhaft sein. Leonor Castro ist zu diesem Zeitpunkt weder Mutter noch eine Erwerbstätige.

Leonor Castro konstruiert sich in den geschilderten Rassismuserfahrungen nicht als Mexikanerin, die die Rolle des hilflosen Opfers einnimmt, sondern präsentiert sich vielmehr als aktiv Handelnde, die sich nicht einschüchtern oder vertreiben lässt. Sie deutet gegenüber Alltagsrassismus eine gewisse Immunisierung an. Dadurch zeigt sie sich in ihrem Handeln als wirkmächtig. Die Biographin scheint die rassistischen Erlebnisse eher zu relativieren statt zu skandalisieren, wie die Formulierungen „sie muss notorisch gestört gewesen sein“ und „das gibt es auch in Mexiko, also es gibt überall doofe Leute“ verdeutlichen. Das Banalisieren der Vorkommnisse mit rassistischem Gehalt zu etwas Unbedeutendem oder Allgegenwärtigem kann als Strategie verstanden werden, um eine bedrohliche Erfahrung abzuwehren und sich dadurch vor einem migrationsspezifischen emotionalen Schmerz zu schützen.

Es sind aber diese alltäglichen, durch rassistisches Verhalten anderer evozierten Erschütterungen von Leonor Castros Selbstwahrnehmung, die bei ihr möglicherweise Selbstzweifel aufkommen lassen, ob sie so, wie sie ist, ein wertvoller Mensch ist. Sie entwickelt ein Selbstbild als Person, die als minderwertig gilt, wie ihre Äußerung „als ob ich etwas Hässliches wäre“ vermuten lässt. Insgesamt verstärken ihre persönlichen Erfahrungen mit Rassismus, Stigmatisierung und Diskriminierung als „unerwünschte Ausländerin“ ihr Gefühl von Inferiorität und ihr Empfinden, eine Aussenseiterin zu

sein. Rassismuserfahrungen im Alltag, die in einem gesellschaftlichen Kontext und nicht auf der individuellen Ebene zu verorten sind, wirken sich auf das Wohlbefinden eines Menschen aus. Leonor Castros erfahrene Demütigung und Erniedrigung sowie die Konfrontation mit rassistischen Vorurteilen und Misstrauen gehen an der Betroffenen nicht spurlos vorbei und haben psychische Konsequenzen. Es ist anzunehmen, dass die gesellschaftliche Abwertung und Abneigung Leonor Castros bereits lädiertes Selbstbild und Selbstvertrauen beeinträchtigen, denn Rassismuserfahrungen – ob in der Öffentlichkeit oder im Privatleben, ob subtil oder grob – verursachen seelische Verletzungen. Die biographische Rekonstruktion der Erfahrung von Rassismus und Ausgrenzung zeigt, dass sie einschneidend gewesen sind und eine erhebliche Relevanz in der Lebensgeschichte Leonor Castros aufweisen.

Beruflicher und sozialer Ausschluss

Das Praktikum als wissenschaftliche Mitarbeiterin im NGO-Bereich bedeutete für Leonor Castro eine Wende, die mit einer Veränderung ihrer Haltung zu sich selber einherging und sich positiv auf ihren Selbstwert und ihr Selbstvertrauen auswirkte. Es gelang ihr vorübergehend, neue Zukunftsperspektiven zu entwickeln, doch diese waren nicht von langer Dauer. Die Enttäuschung kehrte rasch zurück, denn das Praktikum ermöglichte ihr nicht den erhofften beruflichen Wiedereinstieg. Obwohl sie sich nicht nur im Sozial-, sondern weiterhin auch im Finanzbereich mit viel Eigeninitiative bewarb, blieb die Stellensuche erfolglos. Hier zeigt sich deutlich, dass auf der Ebene der Bildungs- und Arbeitsqualifikation eine Entwertung ihrer bisherigen Bildungsressourcen stattfindet. Ihre drei mexikanischen Universitätsabschlüsse, insbesondere der MBA-Abschluss sowie der Master in Übersetzung, die als transnationales kulturelles Kapital gesehen werden können und weltweit ohne weitere Schwierigkeiten anschlussfähig sind, und ihre langjährige Berufserfahrung im Herkunftsland und in der Schweiz werden abgewertet. Ihr Bemühen, neue berufliche Handlungsmuster zu entwickeln, erzielt nicht die gewünschte Wirkung. Sie ist vom beruflichen Arbeitsmarkt ausgeschlossen.

Diese berufliche Exklusion trifft die erfolgreiche Akademikerin mit langjähriger Berufserfahrung unverhofft. An ihre Arbeits- und Migrationsbiographie hatte sie andere Ansprüche gestellt. In ihrer eigenen Erklärung für die Absagen auf ihre Stellenbewerbungen zeigt sich, dass Leonor Castro zu ihrem Status als Migrantin eine weitere Dimension von Ausschlussmechanismen hinzuzieht:

„Ich habe alle Türe geschlossen vorgefunden, weil ich zum einen überqualifiziert bin oder noch nicht genug qualifiziert für einen anderen Job bin oder (...), weil mein schriftliches Deutsch noch nicht so gut ist. Es belastet mich total (...), das ist eine Migrationskonsequenz, weil (...) meine Diplome hier anerkannt sind, aber es ist ein schwieriger Wirtschaftsmoment in der Schweiz.“

Die Biographin befindet sich in einem Dilemma: einerseits ist sie für einfache Stellen überqualifiziert, andererseits scheinen ihre Kompetenzen nicht auszureichen für Tätigkeiten ausserhalb ihres ursprünglichen Arbeitsfeldes. Auch präsentiert sie als Absagegrund ihre mangelnden Deutschkenntnisse – in diesem Fall ihre offenbar nicht genügende schriftliche Ausdrucksfähigkeit. Dadurch fungiert Sprache deutlich als Distinktionskriterium. Ihre Benachteiligung am Arbeitsmarkt kann als Ausdruck di-

rekter oder indirekter Diskriminierungspraxis gedeutet werden und das, obwohl sie fließend Hochdeutsch spricht und Sprachkenntnisse in drei weiteren Sprachen aufweist. Auch scheinen schriftliche Deutschkenntnisse höher bewertet zu werden als andere Qualifikationen, was sich bei der Biographin auf ihr Selbstbewusstsein, ihren Selbstwert und letztlich auf ihre psychische Gesundheit auswirkt.

Aufschlussreich sind Leonor Castros eigene Deutungen ihrer beruflichen Exklusion. Obwohl sie ihre mangelnden schriftlichen Deutschkenntnisse als Hindernis für den Arbeitsmarkt erkennt, spricht sie nicht über Benachteiligungen und Diskriminierungen im Kontext ihres Status als Migrantin. Da sie allerdings in einem anderen Zusammenhang von Erfahrungen von Stigmatisierung und Stereotypisierung im Berufsfeld aufgrund ihrer mexikanischen Herkunft berichtete, könnte das Nicht-Thematisieren von Diskriminierung am Arbeitsplatz darauf hindeuten, dass es ihr schwer fällt dieses Erlebnis anzuerkennen. Für die Biographin scheint Diskriminierung mit Scham verbunden zu sein. Denn sie erkennt keine strukturellen Hindernisse wie etwa einen restriktiven Arbeitsmarktzugang für die Migrationsbevölkerung in der Schweiz, sondern nimmt vielmehr Barrieren wahr, die unabhängig von ihrer Herkunft sind. In ihrer kausalen Sichtweise zeigt sich, dass sie die berufliche Exklusion externen Faktoren zuschreibt, wie beispielsweise der schwierigen Wirtschaftslage in der Schweiz. Es wirkt wie eine Strategie, um sich selbst nicht eingestehen zu müssen, dass sie als Migrantin beruflich abgewertet wird. Das würde eine latente Gefahr für ihre Selbstachtung bedeuten. Auf diese Weise schützt sie ihr angeschlagenes Selbstwertgefühl. Würde sie den Aspekt der strukturellen Benachteiligung zulassen, könnte sie nicht mehr auf eine Verbesserung ihrer beruflichen Situation hoffen und wäre komplett handlungsunfähig. So kann sie weiterhin ihren Glauben aufrechterhalten, dass ihr kulturelles Kapital und ihre Berufserfahrungen einen gesellschaftlichen bzw. wirtschaftlichen Wert haben. Dadurch bewahrt sie sich die Hoffnung, bei einer veränderten Wirtschaftssituation sowie durch genügend Bewerbungsanstrengungen ihre berufliche Integration betreiben zu können. Leonor Castros Umgang mit strukturell bestimmten Lebenssituationen entspricht dem Versuch einer biographischen Sinngebung. Eine mögliche Lesart wäre ebenfalls, dass sie Diskriminierungserfahrungen am Arbeitsmarkt nicht wahrnimmt oder negiert, um sich nicht als Opfer positionieren zu müssen. Anzunehmen ist, dass zugleich weitere Aspekte für Leonor Castros berufliche Ausschlusserfahrung eine Rolle spielen: Für die Akademikerin im mittleren Erwerbsalter könnten sich bei der Stellensuche, neben ihrer mexikanischen Herkunft, auch die krankheitsbedingten Lücken im Lebenslauf oder die Klage gegen den vormaligen Arbeitgeber, die möglicherweise in ihrem Arbeitszeugnis sichtbar oder angedeutet ist, negativ auswirken. Die Biographin spricht im Weiteren der Passage von einer Migrationskonsequenz. Es ist davon auszugehen, dass sich ihr Hinweis auf die Anerkennung der in Mexiko erworbenen Bildungstitel, auf ihren MBA und Master in Übersetzung bezieht, während ihr länderspezifischer Abschluss in Rechtswissenschaft keine Anerkennung erhält. Obwohl ihre tertiären Ausbildungszertifikate in der Schweiz formal anerkannt sind und sie Berufserfahrung in mexikanischen wie auch in Schweizer Unternehmen der Privatwirtschaft vorweisen kann, bleibt der Drittstaatsangehörigen die berufliche Partizipation verwehrt. Ihr qualifiziertes Potential liegt somit brach, was in der Wissenschaft als Brain Waste bezeichnet wird. Dies lässt vermuten, dass neben sichtbaren Merkmalen wie etwa äusseres Erscheinungsbild sowie das Geschlecht, ein herkunftsspezifisches Diskriminierungspotential bezüglich

des Arbeitsmarktzuganges vorliegen kann. Zusammenfassend lässt sich hier festhalten, dass die Gründe für die Arbeitslosigkeit der Biographin vielfältig sind. Die Ursachen für den Ausschluss aus der Erwerbstätigkeit lassen sich in einer Verflechtung von verschiedenen sozialen und strukturellen Faktoren sehen.

Leonor Castro konkludiert selbst, dass die erlittenen Rückschläge bei der Arbeitssuche, die fehlende Akzeptanz als Akademikerin sowie die berufliche Abwertung für sie in hohem Mass mit einer psychischen Belastung einhergehen. Die kurze und detailarme Schilderung ihrer Arbeitsmarktposition lässt insgesamt vermuten, dass die gut qualifizierte Biographin nicht gerne darüber spricht, da die Erfahrungen beruflichen Ausschlusses und sozialer Deklassierung noch nicht oder nicht zur Genüge verarbeitet sind.

Armutsgefährdung als Folge des beruflichen Ausschlusses

Eine weitere für Leonor Castros Biographie prägende Rahmenbedingung ist die schwierige finanzielle Lage, in die sie geriet, nachdem sie ausgesteuert worden war. Als ihr Anspruch auf Arbeitslosentaggelder erlosch, lebte sie vom Ersparten, bis es aufgebraucht war. Durch das fehlende Einkommen veränderte sich nicht nur ihr Lebensstandard in drastischer Weise, sondern es belastete auch die Paarbeziehung. In der Rekonstruktion der biographischen Erzählung zeigt sich, dass die Erwerbslosigkeit und die damit einhergehenden sozioökonomischen Folgen einen deutlichen Bruch mit ihrem bisherigen Lebensentwurf darstellen. Dabei markiert die andauernde Erwerbslosigkeit nicht nur eine berufliche, sondern insbesondere auch eine biographiestrukturierende Phase.

Trotz der Berufstätigkeit des Ehemannes, so berichtet Leonor Castro weiter, war die Lebenssituation des Ehepaares existenzbedroht, da ihr Mann vom Lohn eines KV-Angestellten Alimente an seine Ex-Frau und seine Kinder bezahlen musste. Der Ehemann war plötzlich derjenige, der für die finanzielle Existenzsicherung alleine sorgte und damit über die ökonomische Macht in der ehelichen Beziehung verfügte. Der berufliche Ausschluss erzeugte somit ein neues eheliches Machtverhältnis, das die Biographin in die Rolle der finanziell abhängigen Ehefrau drängte. Mit Blick auf Leonor Castros Selbstpräsentation als ökonomisch unabhängiger Frau, die gewohnt ist, selber für ihre Lebenskosten aufzukommen, ist diese Erfahrung ökonomischer Abhängigkeit besonders schamvoll besetzt.

Um sich nicht als unterlegene Migrantin gegenüber ihrem Mann positionieren zu müssen und um ein hierarchisches Machtverhältnis zwischen ihr und ihrem Ehemann zu vermeiden, wählt sie als Handlungsstrategie das Ausleihen von Geld: „Es ist sehr einfach, unabhängig zu sein, wenn man arbeitet, und im Moment verschulde ich mich bei meinem Vater, damit ich immer noch unabhängig bleiben kann.“ Hier zeigt sich, dass sie, um ihre Eigenständigkeit bewahren und eine egalitäre Beziehung zu ihrem Mann aufrechterhalten zu können, auf die väterliche Hilfe zurückgreift. Dadurch bleibt sie zwar von ihrem Mann ein Stück weit unabhängig, ist allerdings auf die finanzielle Unterstützung ihres Vaters angewiesen, was neue Abhängigkeiten nach sich zieht. Die Abhängigkeit von den Eltern trägt somit ebenfalls zum Verlust ihrer Autonomie bei. Gleichzeitig wird hier eine verlässliche und stützende Beziehung zu ihren Eltern sichtbar, auf die sie in schwierigen Lebensphasen zählen kann, ungeachtet des spannungsreichen Verhältnisses zur Mutter. Leonor Castro gewinnt als Migrantin, die ohne Familienangehörige in der Schweiz lebt, eine veränderte Sicht auf

ihre Eltern und konstatiert: „Sie machen sich Sorgen um mich, deshalb kommen wir uns näher, sie nehmen mich wahr und wir halten als eine Familie zusammen.“ Auffallend ist, dass sich der familiäre Halt erst nach der Depressionserkrankung bemerkbar macht. Auf meine Nachfrage hin ist Leonor Castros Erklärung folgende: „Meine Mutter hat die Depression nie ernst genommen“. Nachfolgend erzählt die Biographin allerdings, ihre Eltern besuchten sie nach der letzten starken Depressionserkrankung in regelmässigen Abständen in der Schweiz oder luden sie und ihren Mann für die Ferien nach Mexiko ein.

Statustransformation im Kontext der Erwerbslosigkeit

Das Leben knapp über dem Existenzminimum sowie die veränderte sozioökonomische Situation in der Migration sind prägende Strukturierungsbedingungen der Biographie Leonor Castros, wie das Zitat veranschaulicht: „Das ist meine grösste Sorge, das Geld, die ewigen Geldsorgen, ich bin fast beim Sozialamt gelandet (auflachend) und die Frage, warum ich keinen Job finden kann.“ Dieses Zitat verdeutlicht ihre prekäre Lage als Erwerbslose. Sie beschreibt einen existentiellen Druck, den sie aushalten muss. Während dieser Zeit lebt sie mit ihrem Mann nicht nur unter schwierigen Finanz-, sondern auch unter schwierigen Wohnbedingungen, denn infolge der finanziellen Notsituation und als armutsgefährdetes Ehepaar mussten sie in eine Einzimmerwohnung umziehen. Die veränderte Einkommenssituation bedeutet nicht nur eine Einschränkung für Leonor Castros Handlungsfreiheit, sondern auch eine Statustransformation. Diese Statusveränderung ist mit einer neuen geschlechterspezifischen Aufgabenteilung in der Beziehung verbunden. Das neue Rollenbild der „Hausfrau“, das sie ein Leben lang ablehnte, wird von ihr kaum akzeptiert, wie im Nachfrageteil deutlich wird:

„Ich hatte eine Putzfrau als ich Geld hatte und 100 % arbeitete und auch in Mexiko. Ich vermisse sie. Mein Mann aber (...), vielleicht tief in seinem Inneren hat er schon die Vorstellung, dass ich zuhause bleiben soll, denn er liebt wie ich koche und so. Seine Familie ist sehr traditionell, aber er wusste, dass ich nicht so bin. Er hat mich anders kennengelernt, eben, in einer Bar (lacht kurz auf) und nicht am Herd.“

In dieser Passage thematisiert Leonor Castro die Neupositionierung innerhalb der binationalen Beziehung. Die Biographin distanziert sich deutlich von „traditionellen“ Rollenverteilungen. Interessant in dieser Darstellung ist ferner die widersprüchliche Rolle des österreichisch-italienischen Ehemannes innerhalb der binationalen Ehe. Die Biographieträgerin präsentierte zuvor ihren Ehemann als Unterstützer ihrer Berufskarriere, der keine Schwierigkeiten mit ihrer finanziell überlegenen Einkommenssituation hatte. In dieser Sequenz wird indes ihr Präsentationsinteresse offenbar, indem sie ihn als Mann darstellen will, der „traditionellen“ Geschlechterrollen zustimmt. Während der in der Schweiz geborene Ehemann die Rolle des Brotverdieners einnimmt, wird der mexikanischen Ehefrau die Rolle der Hausfrau zugesprochen. Ein solches Rollenverständnis entspricht allerdings nicht Leonor Castros Selbstbild und Selbstverständnis einer finanziell unabhängigen Frau. In Leonor Castros Selbstpräsentation ist ihre soziale Schichtzugehörigkeit sichtbar. Der Verlust der „Putzfrau“ steht symbolisch für ihr Empfinden eines sozialen Abstiegs. Ihren neuen Status

„Hausfrau“ erlebt sie als problematisch. Sie sieht sich als eine berufstätige Akademikerin und hebt hervor, dass ihr Mann sie „nicht am Herd“ kennenlernte.

Berufsausschluss und Rückkehrorientierung

In der weiteren biographischen Rückschau geht Leonor Castro auf ihre Intentionen, ins Herkunftsland zurückzukehren, ein. Die Nichterwerbstätigkeit infolge gesellschaftlicher und struktureller Bedingungen bedeutet einen tiefen Einschnitt in Leonor Castros Leben. Die berufsbiographische Veränderung geht mit einer neuen existentiellen Krise einher, wie das folgende Zitat belegt:

„Manchmal denke ich: ‚Was tue ich noch hier? Was mache ich hier überhaupt? Was habe ich hier zu suchen?‘ Ich fühle mich total überflüssig. Wäre ich nicht verheiratet, wäre ich weg. Irgendwo, wo ich arbeiten kann, weil (...), es ist wirklich eine krasse Erfahrung ohne Job.“

Aus den hier formulierten Fragen lässt sich erkennen, dass die Biographin den Glauben an einen beruflichen Wiedereinstieg in der Schweiz verloren hat, was zur Resignation führt. Sie scheint sich vom Arbeitsmarkt übergangen zu fühlen. In dieser Lebenssituation zeigt sich die Biographin beinahe verbittert und sozial gedemütigt. Aussagekräftig ist Leonor Castros Gefühl des „Überflüssigseins“, was aus ihrer Erfahrung sozialer Exklusion im Kontext der Erwerbslosigkeit sowie aus dem Rollenverlust als Berufstätige resultiert.

Mit dem erneuten Hinweis, dass sie als Unverheiratete die Schweiz verlassen würde, manifestiert sie ihr Empfinden, in der beruflichen Etablierung gescheitert zu sein. Da sie sich keine Chancen auf dem Arbeitsmarkt mehr zugesteht, erscheint ihr das Wegziehen als einziger Ausweg. In der Überlegung, die Schweiz zu verlassen, lässt sich Leonor Castros Versuch eines handlungsschematischen Impulses der Verlaufskurvenkontrolle und der Gegenwehr, in Schützes (1984: 95) Terminologie gesprochen, ablesen. Es gilt dabei, einen Zustand der Lähmung zu überwinden. Der biographischen Erzählung ist zu entnehmen, dass eine weitere Verlaufskurvendynamisierung droht, die im Zusammenhang mit der lang andauernden Erwerbslosigkeit steht. Diese evaluiert die Biographieträgerin als „krasse Erfahrung“. Die Erkenntnis, dass selbst ihre hohe Leistungsbereitschaft keine Garantie dafür ist, eine Stelle zu bekommen, erschüttert sie spürbar. Wie stark ihr Wunsch nach Berufstätigkeit ist, zeigt sich an ihrer Bereitschaft, „irgendwo“ hinzugehen, wo es Möglichkeiten zum Arbeiten gibt, um dort einen beruflichen Neuanfang zu wagen. Das wiederkehrende Bedürfnis auszuwandern liesse sich auch als eine Art Flucht deuten. Böhnisch (2006: 11) beschreibt die Flucht „als Bewältigungsverhalten, als subjektives Streben nach situativer und biographischer Handlungsfähigkeit sowie nach psychosozialer Balance in kritischen Lebenssituationen und -konstellationen“.

Alltag als Erwerbslose und Verlaufskurvendynamisierung

Über die darauffolgende Zeit erzählt Leonor Castro in der Haupterzählung relativ wenig. Als gut qualifizierte und arbeitsuchende Migrantin erlebte sie in ihrem Alltag lähmende Leere. Eine Leere, die einem vormals ausgefüllten und strukturierten Arbeitsalltag mit vollem Terminkalender folgte. Sie sah zu diesem Zeitpunkt wenige

Gestaltungsmöglichkeiten in ihrem häuslichen Alltag, der von Einsamkeit und Langeweile gekennzeichnet war.

Obwohl die Biographin sowohl im Sozial- wie auch im Finanzbereich weiter nach Arbeitsmöglichkeiten suchte, blieb ihre breitgefächerte Suche erfolglos. Sie war inzwischen 41 Jahre alt, als sie Anfang 2012 eine Stelle als freie Übersetzerin fand, die sie von zuhause ausführen konnte. Nach zweieinhalb Jahren seit der Kündigung, eine Zeit, die nur von einem sechsmonatigen Praktikum unterbrochen war, nahm sie diese Tätigkeit gerne an. Sie betrachtete die englisch-spanischen schriftlichen Übersetzungen als eine vorübergehende Tätigkeit zum Zweck der Existenzsicherung. Sie erzählt, dass sie dankbar für jeden Übersetzungsauftrag war, der eine Abwechslung zu ihrem Alltagsleben bot. Im Durchschnitt arbeitete sie 12 Stunden pro Woche, eine Arbeitszeit, die sehr von ihrer vormaligen Vollberufstätigkeit abwich. Ihr beruflicher Ehrgeiz und die Suche nach einer Stelle, in der sie sich mit all ihrem Wissen, Können und ihren Erfahrungen einbringen konnte, blieben unverändert. Die Beschäftigung als Übersetzerin bewertete sie als eine willkommene Nebenbeschäftigung, da sie dadurch ihre Zeit zuhause füllte, bis ihr Mann am Abend von der Arbeit nach Hause kam. Auch zogen sie während dieser Zeit in eine günstige Vierzimmerwohnung am Stadtrand, damit die Kinder von Leonor Castros Ehemann wieder bei ihnen übernachten konnten. Das Organisieren des Umzugs sowie das Einrichten der neuen Wohnung waren eine zusätzliche Beschäftigung. Doch ihr Unausgefülltsein im Beruf blieb bestehen. Es ist zu vermuten, dass sie die Tätigkeit als Freelancer als einen beruflichen Abstieg wahrnimmt, ihr Karrierehandlungsschema war ein anderes.

Weitere Versuche eines Berufseinstiegs, trotz Umorientierung, scheiterten. Ihre berufsbiographischen Handlungsstrategien und Entwicklungsspielräume waren zu diesem Zeitpunkt gehemmt. Unzufrieden und frustriert mit ihrer Berufsuntätigkeit griff sie bereits tagsüber zum Alkohol. Keine sinnhafte Beschäftigung zu haben und viel Zeit zum Nachdenken stellen für die Biographin eine grosse Belastung dar. Die fehlende Ablenkung im Alltagsleben begünstigt ein Sich-überwältigt-Fühlen von schmerzhaften Verlusterfahrungen. Leonor Castro scheint zu diesem Zeitpunkt von einer doppelten Marginalisierung betroffen: von einer „äusseren Marginalisierung“, indem sie beruflichen und sozialen Ausschluss erfährt, und von einer „inneren Marginalisierung“ der Gefühle, indem sie ihre eigenen Verlustgefühle (noch) nicht annimmt. Es scheint, als verdränge sie ihre negativen Gefühle aus Angst, sie nicht ertragen zu können. Der Alkoholkonsum lässt sich demnach als Reaktion auf die Ausschlusserfahrung vom Arbeitsmarkt sowie auf die soziale Isolation deuten. Das Trinken wirkt zudem wie eine Fluchtreaktion vor ihrer unsicheren beruflichen Zukunft innerhalb eines Migrationskontextes. Es bedeutet schliesslich eine Art von Selbstmedikation gegen die Aussichtslosigkeit, jemals wieder eine gute berufliche Position zu erlangen. Möglicherweise fungiert der Alkoholmissbrauch als Behandlung der Depression selbst. Leonor Castro gelingt es nicht, eine andere Copingstrategie zu entwickeln, und sie verfällt in alte Bewältigungsmuster. Sie ist spürbar entmutigt, als sie über diese Zeit berichtet. Sie kann ihre sozialen und emotionalen Bedürfnisse nicht befriedigen, was die Verlaufskurvendynamik intensiviert. Die Biographin thematisiert hier nicht, wie ihr Mann mit ihrem Alkoholkonsum umgeht und inwieweit ihre Eltern informiert sind. Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass aufgrund der mit der Depression zusammenhängenden beruflichen Marginalisierung finanzielle Probleme entstanden, die sich auf die binationale Ehe auswirkten.

Subjektive Krankheitstheorie – ein Verlustschmerz

Im Nachfrageteil des Interviews erklärt die Biographin die Gründe ihrer psychischen Erkrankung. Ihre emische Perspektive der Depression expliziert sie folgendermassen:

„Auslöser war ein starker Verlust (...). Der Jobverlust war ein starker Verlust für mich, eine riesige Trauer. Ein starker Verlust war für mich auch der Verlust meines sozialen Status und das Geld und die Sicherheit und die Freiheit (...), und ich habe meinen Körper verloren. Ich war sehr schlank, sehr attraktiv und aktiv und plötzlich (...), weil (...) ich habe immer gearbeitet, also 20 Jahre ununterbrochen und dann plötzlich keine Arbeit mehr. Dann habe ich nicht nur mein Einkommen verloren, sondern auch meinen Freundeskreis und vor allem meinen Selbstwert.“

Und an einer anderen Stelle:

„Aber für mich bedeutet dieser Jobverlust nicht nur der Verlust meines Berufes, sondern auch finanzielle Probleme und Probleme mit der Ehe, weil mein Mann hat mich geheiratet, als ich eine so lebendige und aktive Arbeiterin war, jung und glücklich und dann plötzlich bin ich eine 90 kg schwere depressive Kugel, die zuhause sitzt und kaum Geld hat (...).“

Diese Sequenzen dokumentieren das hohe Reflexionsvermögen der Biographin. Ihre Selbstdeutung des Erlebten lässt sich vermutlich auf ihre Psychotherapie zurückführen, in der sie sich mit den damaligen Erfahrungen auseinandersetzte. In Leonor Castros eigentheoretischen Überlegungen wird sichtbar, dass die Depression mittels des Themas Arbeit dargestellt wird und in zahlreiche Verlusterfahrungen eingebettet ist. Die Biographin präsentiert in ihrer Erzählung die Bedeutung ihrer Berufstätigkeit als den wichtigsten – nahezu überlebenswichtigen – Bestandteil ihres Lebens. Ihre Wahrnehmung des eigenen Selbst stellt sie kontrastierend zwischen „damals“ und „heute“ dar: Während die Selbstkonzeption einer berufstätigen Frau mit Lebensbejahung und Aktivität verbunden ist, zeichnet sie für die Nicht-Berufstätige das Bild einer „unglücklichen Versagerin“ nach. Durch das Gegenüberstellen der erwerbstätigen und der erwerbslosen Migrantin wird ein biographischer Bruch zwischen der Frau, die sie in der Vergangenheit war, und der Frau, die sie in der Gegenwart ist, deutlich. Ein zerbrochenes Selbstbild resultiert daraus.

Der Verlust der Arbeit lässt sich nur mit Blick auf ihre Lebensgeschichte verstehen. Mit der Arbeit verbindet Leonor Castro alles, was ihr wichtig ist: Sicherheit, Freiheit und finanzielle Unabhängigkeit. Der Arbeitsplatz ist ein Ort, an dem sie sich geborgen, lebendig und wertgeschätzt fühlt. Die „riesige Trauer“ über den Arbeitsplatzverlust, wie es Leonor Castro ausdrückt, ist jedoch nicht der eigentliche Schmerz, sondern der Schutz vor dem Schmerz. Die Trauer fungiert in dieser Situation wie ein dunkler Umhang, der sie davor schützt, sich mit der Heftigkeit des eigentlichen Schmerzes auseinanderzusetzen zu müssen.

Nachdem die Biographin ihre sinnstiftende Arbeit verloren hat und keinen Zugang zur Arbeitswelt findet, thematisiert sie selber einen Zusammenhang zwischen beruflichen und sozialen Verlusten. In beiden Erzählausschnitten sind zahlreiche und illustrierende Detaillierungen über die Folgen des Arbeitsplatzverlustes enthalten: Verlust der beruflichen Tätigkeit, der Zugehörigkeit im beruflichen Bereich, des Kompetenz-

erlebens, der Berufsidentität, der beruflichen Position, der Berufsorientierung. Dazu kommen Verluste in finanzieller Hinsicht, Verlust des bisherigen Lebensstils, Veränderung des Lebensstandards, Verlust des sozialen Status, der sozialen Anerkennung, des äusseren Erscheinungsbilds, des Bekanntenkreises, der gesellschaftlichen Teilhabe, der ehelichen Rollenvorstellungen und der Träume. Aus diesen Verlusten resultiert ihr negatives Selbstwertgefühl.

Mit der selbstabwertenden und selbstverurteilenden Beschreibung „depressive Kugel“ illustriert die Biographin ihr negatives Selbstbild zu diesem Zeitpunkt. Damit ist der Verlust ihrer Selbstachtung klar dokumentiert. Gleichzeitig bringt sie in dieser Selbstbeschreibung ein gesellschaftlich verursachtes Leiden zum Ausdruck: Die negativen Selbstzuschreibungen können hier auch als Ausdruck dafür stehen, dass sie die Erfahrung gesellschaftlicher Abwertung sowie stigmatisierender und diskriminierender Zuschreibungen in ihr Selbstbild übernommen hat. Es ist dieser innere Schmerz, der aus den zahlreichen Versuchen eines beruflichen Wiedereinstiegs resultiert. Ein Schmerz darüber, dass sie sich als lateinamerikanische Migrantin nicht als wertvoll für den Arbeitsmarkt und insbesondere für die Gesellschaft erlebt. Die ausbleibende gesellschaftliche Anerkennung ihrer Kompetenzen, Leistungen und die demütigende Erfahrung beruflichen Ausschlusses subsumiert sie mit dieser selbststigmatisierenden Formulierung. Daher lässt sich mit „starker Verlust“, wie es die Biographin formuliert, ein Verlust ihrer bisherigen Identität und von Sinnquellen rekonstruieren, die mit einem übermächtigen Schmerz einhergehen. Gleichzeitig drückt ihre Wortwahl ein Nichtbewältigen von Verlusten aus. Dem Arbeitsplatzverlust und der Depression folgten veränderte sozialbiographische Verläufe, wie etwa der soziale Abstieg während der Migration.

Sinnkonstruktion der Depression

Gegen Ende des Nachfrageteils lässt die Biographin erkennen, dass sie sich nicht nur mit der Frage auseinandergesetzt hat, warum sie an einer Depression erkrankte. Sie veranschaulicht darüber hinaus die Bedeutung, die sie der Depression beimisst, wie auch die resultierende Selbstreflexion, beides hat ihren Lebensverlauf verändert. Im Folgenden wird in der Bilanzierungsphase der Sinn, den sie der Depression und deren Verarbeitung beimisst, deutlich:

„Ich arbeite jetzt viel an mir selbst, an meinem Inneren. Warum hat es so angefangen? Warum ist jede Depression stärker als die andere? Und (...) ja, es gibt Sachen, die ich ändern muss und Sachen, die ich in meinem Leben schon geändert habe. Vanidad, also Eitelkeit (...), ich habe das so, so, so teuer bezahlt, weil (...) ich war so stolz auf meinen Körper, auf mein überflüssiges Ich, das glaubt, alles machen zu können, immer Erfolg zu haben, das glaubt, mit Geld könne man alles kaufen, Freiheit, Sicherheit (...) und wenn man das alles nicht mehr hat (...) Erfolg, Geld und der schöne Körper, den man mit 20 hatte, dann muss man sich mit sich selber auseinandersetzen (...). Ich denke, hätte ich schon früher bemerkt, dass die Arbeit in der Finanzwelt nicht mein Weg ist und nicht erst durch eine starke Depression, vielleicht (...). Ohne Arbeit aber, was soll das für ein Leben sein? Für mich war es Grund genug, nicht mehr weiterleben zu wollen. Es war mir total klar. Ich wollte so nicht weiterleben. Aber dann, irgendwie hat es sich ergeben, dass ich doch weiterlebe (...), dann muss ich irgendwie einen Grund oder mindestens eine Kraft finden, weil einen Grund habe ich noch nicht gefunden. Ich freue mich

nicht jeden Tag, dass ich lebendig bin, im Gegenteil, also (...) ich versuche einfach jeden Tag durchzustehen (...), niemandem weh zu tun, mir weniger weh zu tun (...). Wenn ich meine Mutter anrufe und sage ‚es geht mir gut‘, dann mache ich ihr eine riesige Freude, denn kaum hört sie nichts von mir, macht sie sich Sorgen (...). Ich lerne solche Sachen, was ich früher nicht gemacht habe, also, ich war früher sehr auf mich konzentriert.“

In der Darstellung Leonor Castros inneren Erlebens, das das Innerste des menschlichen Daseins berührt, um mit Corbin und Strauss (2010: 64) zu sprechen, werden biographische Prozesse deutlich, die mit der Depression verbunden sind. Diese Sequenz verdeutlicht, dass die Depressionserfahrung für Leonor Castro mit einem bedeutsamen Lernprozess einhergeht. Es wird klar, dass sie ihre Perspektive auf sich selbst transformiert hat. Den Blickwinkel lenkt sie nun auf ihr Innenleben. Sie sucht nach Ursachen für die psychische Erkrankung. Im Zentrum der Aufarbeitung kränkender Ereignisse und seelischer Wunden identifiziert Leonor Castro ihr Ego, Selbstbezogenheit und Eitelkeit, die aus ihrer Sicht für Fehler in der bisherigen Lebensführung verantwortlich sind. Das krampfhaft Verfolgen von gesellschaftlich anerkannten Zielen wie Reichtum, beruflichem Erfolg, Macht, Anerkennung sowie körperlicher Attraktivität liegen der eigentheoretischen Krankheitserfahrung zugrunde. Sie eiferte ihrem eigenen hohen Selbstideal nach, das durch ihre Lebensgeschichte wie auch durch das neoliberale Menschenbild geprägt ist, wonach in erster Linie materieller Reichtum und äusseres Erfolgsstreben als Massstab des Glücks zählte.²⁶

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Biographin in dieser Passage zunächst das Bild einer Frau nachzeichnet, die einen überhöhten Anspruch an sich selbst hatte. Sie erkennt, dass sie ihr Selbstwertgefühl von Leistung, Erfolg, Schönheit und Besitz abhängig machte. Sie strebte nach Ego-Befriedigungen, um sich besser und glücklicher zu fühlen. Das erfüllt sie aber aus der Gegenwartsperspektive nicht mehr. Mit der Depression stellt sie also ihre Wertvorstellungen in Frage. Es findet im Bewältigungsprozess der Depressionserkrankung eine Wandlung statt, die mit einer massgeblichen Veränderung ihrer Selbstwahrnehmung einhergeht. Jetzt nimmt sie eine kritische Haltung sich selbst gegenüber ein. Ihr Umgang mit der Depression lässt sich also als biographische Entwicklungsaufgabe des Menschen, der sich über materiellen Wohlstand, beruflichen Erfolg, Tüchtigkeit und Motivationsleistung charakterisierte, hin zu neuer Sinnfindung mit neuen Lebensinhalten verstehen.

Leonor Castro schildert ihren Weg durch die Depression mit einem inneren Wandlungs- und Wachstumsprozess. Hier zeigt sich ihre Sinngebung der psychischen Erkrankung, die sich nur im Kontext ihrer Biographie verstehen lässt, von dessen sinnhafter Deutung die weitere persönliche Entwicklung und Zukunftsplanung geprägt

26 In der soziologischen Studie „Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart“ (2008) kritisiert Alain Ehrenberg das vorherrschende Wirtschaftsdenken und die Dominanz neoliberaler Einflüsse im Alltagsleben. Er vergleicht die Depression mit der Mühsal, sich selbst zu sein, also mit einer Erschöpfung des Selbst; einem Selbst, das von der Annahme gelenkt wird, dass alles möglich sei. Der französische Soziologe zeigt auf, dass viele Menschen daran scheitern, den modernen kapitalistischen Ansprüchen der Eigenverantwortung, Selbstverwirklichung, Individualität und Selbstständigkeit gerecht zu werden. Das Streben nach Glück und Erfolg misslingt. Unter der Last der Verantwortung bricht das erschöpfte Subjekt oft zusammen, das mit Depression und Suchtverhalten reagiert. Depression ist für Ehrenberg somit die „Kehrseite des Neoliberalismus“, eine „Krankheit der Verantwortlichkeit“ und Folge eines weitverbreiteten „Gefühls der Minderwertigkeit“.

sind. Die Depression veranlasst sie, ihre bisherige Lebenshaltung zu überdenken. Sie kommt zur Erkenntnis, dass sie in ihrem Leben einiges ändern und Altes zurücklassen musste, um sich selbst neu entdecken zu können. Leonor Castro beschreibt sich als Frau, die gelernt hat, rücksichtsvoller und achtsamer mit Anderen wie auch mit sich selbst umzugehen. Die Biographin ordnet somit das Erleben von Depression im Gesamtzusammenhang ihres persönlichen und beruflichen Lebens ein. Aus ihrer Sicht macht die Depression insofern Sinn, weil sie sie vor Hochmut geschützt und ihr als Kehrseite Demut gelehrt hat.

In ihrer Erinnerung blickt sie sehnsüchtig auf ihren schlanken Körper zurück. Die damit zusammenhängenden Normen von Schönheitsidealen bleiben unhinterfragt. Mit ihrer schlanken Figur konnte sie sich äusserlich als erfolgreiche berufstätige Frau präsentieren, die gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt hatte. Durch ihre auch krankheitsbedingte körperliche Veränderung macht sie die degradierende Erfahrung, dass es Bereiche in ihrem Leben gibt, von denen sie sich nun ausgeschlossen fühlt. Sie räumt sich auch weniger Chancen auf eine Arbeit ein. Die Biographin scheint die gesellschaftlichen Stigmatisierungen gegenüber Übergewichtigen verinnerlicht zu haben, die sich in Selbststigmatisierungen äussern. Mit der Sehnsucht nach ihrem jugendlichen Körper drückt sich ihr Schmerz über die erfahrenen Dequalifizierungsprozesse aus. Ihre Figur weist insofern eine soziale Dimension auf, da sie aus Leonor Castros Sicht als Distinktionskriterium auf dem Arbeitsmarkt fungiert.

Die Biographin nimmt ferner eine bilanzierende Haltung ein, indem sie ein Bild von ihrem Leben entwirft, wäre sie nicht im internationalen Finanzwesen tätig gewesen. Ihr Rückblick beginnt mit einer rationalen Einschätzung „ich denke“, ohne aber die Satzkonstruktion zu beenden. Die reflexive Bezugnahme veranschaulicht, dass die Arbeit in der Finanzwelt nicht mehr zu ihrer Wandlung passt. Die Auseinandersetzung mit der Erkrankung an Depressionen verdeutlicht ihren biographischen Veränderungsprozess, den sie während ihrer Migration in der Schweiz durchläuft. Das Gefühl, von der Arbeitswelt im Finanzbereich gedemütigt und fallen gelassen zu sein, deutet darauf hin, dass die biographische Bearbeitung noch nicht abgeschlossen ist. An der nicht weiter geführten Satzkonstruktion, die auf ihr Schamgefühl schliessen lässt, kann man ihre Einschätzung sehen, ohne die negativen Erfahrungen in dieser Branche möglicherweise nicht psychisch erkrankt zu sein. Gleichzeitig korreliert die Erfahrung, von der Erwerbsarbeit ausgeschlossen zu bleiben, mit dem Gefühl der Selbstverschuldung und mit einer Selbststigmatisierung. Leonor Castro führt die drei Jahre andauernde Erwerbslosigkeit auf falsche Berufsentscheidungen zurück. Damit individualisiert sie das Problem. Sie erlebt die berufliche Exklusion als „ihr“ persönliches Versagen. Die Verantwortung für den nicht möglichen Arbeitsmarktzugang wird dadurch von der strukturellen auf die individuelle Ebene übertragen.

Aber nicht nur theoretische Anstrengungen sind in der Krankheitsverarbeitung erforderlich, sondern der Biographin wird insbesondere eine emotionale Auseinandersetzung mit ihrem Leidensprozess abverlangt. Wie aus der Erzählung rekonstruiert werden kann, gelingt es Leonor Castro nur schwer, biographische Arbeit bezüglich ihrer beruflichen Ausschluss Erfahrung in der Migration zu leisten. Zum Zeitpunkt des Interviews ist die erneute Verlaufskurvenentwicklung noch virulent, da sie nach wie vor unter dem beruflichen Ausschluss leidet. Mehr als drei Jahre seit der letzten Kündigung befindet sich die Biographin immer noch auf Arbeitssuche. Es ist offensichtlich, dass die Erfahrung der Erwerbslosigkeit in der Migration nicht verarbeitet

ist. Leonor Castro hadert mit ihrer Berufsbiographie und ihrem Leben. Die Depressionserfahrung eröffnet ihr zunächst neue Berufsperspektiven in sozialen Institutionen. Nachdem sie allerdings in ihren Bewerbungsbemühungen ein ums andere Mal enttäuscht wird, resigniert sie nun mit Blick auf ihre beruflichen Lebensziele. Ihre Berufsziele nicht verwirklichen zu können, nimmt ihr jegliche Lebensfreude und verursacht weiterhin einen psychischen Schmerz, den sie bis heute nicht überwunden hat. Alle Abwehrversuche dieses Schmerzes sind gescheitert.

Aus Leonor Castros Rückblick geht hervor, ihrer während der Depressionserkrankung als sinnlos erachteten Existenz einen neuen Sinn geben zu wollen. In der Erzählung über die Sinnggebung äussert sich allerdings eine ambivalente Haltung: Sie schwankt zwischen Sinn und Sinnlosigkeit in ihrem Leben hin und her. Dieses Hin- und Hergerissensein zeigt die Vielschichtigkeit der Sinnfrage. Hierbei zeigt sich Leonor Castros Dilemma zwischen Motivation und strukturellen Hürden. Einerseits wünscht sie sich eine neue Lebensorientierung als Berufstätige, andererseits ist sie vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen, was ihr ein Gefühl der Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit vermittelt.

Die mehrfachen Verlusterfahrungen wirkten sich so tiefgreifend auf Leonor Castros Identität und Leben aus, dass die Bewältigung dieser Erlebnisse eine anstrengende biographische Arbeit erforderlich macht. Dabei bewegt sich die Biographin auf einem Kontinuum, das von Annehmen bis hin zu Nicht-Annehmen ihrer Situation reicht. Mit der Aussage „Ich wollte so nicht weiterleben. Aber dann, irgendwie hat es sich ergeben, dass ich doch weiterlebe“ wird ihre Ambivalenz zwischen „Leben- und Nicht-Leben-Wollen“ sichtbar, die sie seit der ersten Kündigungserfahrung fünf Jahre zuvor begleitet. Die Formulierung „einen Grund habe ich noch nicht gefunden“, offenbart ihren Zustand, zum Zeitpunkt des Interviews ohne Hoffnung auf berufliche Veränderungen in die Zukunft zu blicken. Sie scheint nicht an das Überwinden ihres Leids zu glauben. Sie sieht aktuell keinen Weg, der sie aus der Erwerbslosigkeit hinausführt. Ohne Erwerbstätigkeit herrschen aber Gefühle des Ungenügens und der Minderwertigkeit in ihrem Leben vor. Sie hat bislang keine neuen Lebensziele entwickelt. Es findet kein Neuentwurf ihrer Biographie statt. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Berufssituation, in der wiederholt ihre Wünsche und Träume zerplatzen, ist die Hervorhebung des Leidensaspekts nachvollziehbar. Ihr Fokus liegt in der Gegenwart, „ich versuche einfach jeden Tag durchzustehen“, denn sich auf die Zukunft auszurichten, die ungewiss und nicht verheissungsvoll erscheint, ist ihr in der aktuellen Situation nicht möglich. Die Aussage „Ich freue mich nicht jeden Tag, dass ich lebendig bin, im Gegenteil“ deutet darauf hin, dass sie von einer schweren depressiven Episode von mehrjähriger Dauer betroffen ist, die bis zur Gegenwart anhält. Ihre negativen Gedanken weisen darauf hin, dass sie die Erfahrung beruflichen Ausschlusses noch nicht gänzlich verarbeitet hat. Ihre Gegenwartsorientierung und das Bewältigen der aktuellen Lebensphase stehen bei der Biographin im Vordergrund. An dieser Stelle soll darauf verwiesen werden, dass sich Leonor Castro zum Zeitpunkt des Interviews in einer psychotherapeutischen Behandlung befindet, die durch die Einnahme von Antidepressiva unterstützt wird.

Nachtrag

Zweieinhalb Jahre nach dem ersten Interview im Februar 2015 führte ich mit Leonor Castro ein zweites Interview durch, um Fragen zu klären, die im Prozess der Auswertung entstanden waren, sowie um bestimmte Interpretationen überprüfen zu können. Die Zeit nach dem ersten Interview soll hier skizziert werden, weil sie aufschlussreich für die Gesamtinterpretation von Leonor Castros Biographie ist. Die Erzählerin wurde zwei Jahre nach dem ersten Interview zu einem Vorstellungsgespräch für die Stelle als stellvertretende Geschäftsleiterin bei einer sozialen Institution eingeladen und kam in die engere Auswahl. Als sie im Alter von fast 42 Jahren eine erneute Bewerbungsabsage erhielt, steuerte sie auf einen Orientierungszusammenbruch zu und beging kurz darauf im Spätsommer 2014 ihren vierten Suizidversuch. Dieses Mal wurde sie von ihrem Mann direkt in die Psychiatrische Universitätsklinik einer Kantonshauptstadt gebracht, wo sie sechs Wochen hospitalisiert wurde. Als ihre Psychotherapeutin einige Monate zuvor in Ruhestand ging, fehlte ihr nicht nur die Begleitung einer Fachperson, sondern auch eine mitmenschliche Unterstützung. Sie befand sich zwar auf einer Warteliste bei einem ihr empfohlenen neuen Psychotherapeuten, aber eigentlich, so erzählt sie, suchte sie keinen Ersatz. Sie wollte sich zu diesem Zeitpunkt nicht auf eine neue Fachperson einlassen. Zudem hatte sie von sich aus die Einnahme des Antidepressivums abgesetzt, in der Hoffnung, ihr Übergewicht in den Griff zu bekommen. Nach dem stationären Klinikaufenthalt, der mit einer Stabilisierung ihres Zustands einherging, vereinbarte sie mit den behandelnden Fachpersonen der Psychiatrischen Universitätsklinik eine zehnwöchige intensive stationäre Therapie, während der sie am Wochenende nach Hause gehen konnte. Für eine Aufarbeitung ihrer Probleme bereit zu sein, implizierte die Hoffnung und Motivation zur Behandlung. Im Anschluss daran setzte sie die psychotherapeutische und medikamentöse Behandlung mit einer neuen Psychotherapeutin fort.

Vier Jahre nach dem ersten Interview

Die Biographin setzte nach dem Klinikaufenthalt einen weitreichenden Veränderungsprozess in Gang und erholte sich von der Depression. Der Aufenthalt in der Klinik erwies sich als eine zentrale Erfahrung in der Verarbeitung der psychischen Erkrankung. Dabei fand eine intensive Auseinandersetzung und Aufarbeitung ihres bisherigen Lebensverlaufs statt. Die Zeit nach der stationären Behandlung stellte eine „Interpretationsphase“ in Leonor Castros Biographie dar, um mit Rosenthal (1987: 138) zu sprechen. Es handelt sich dabei um eine Phase der Neuorientierung, die zu einer Reinterpretation der eigenen Lebensgeschichte führen kann. Leonor Castro nahm zwischenzeitlich über 30 kg ab und erreichte wieder ihr Normalgewicht. Sie entwickelte eine neue Haltung sich selbst gegenüber, die mit einer Transformation ihrer Berufsperspektiven einherging. Der Leidensdruck war durch die beruflichen Rückschläge und die Anerkennungsverweigerung ihrer Qualifikation derart verstärkt worden, dass sie keinen anderen Ausweg mehr sah, als ihre ursprünglichen Berufsziele zurückzustufen. Erschöpft davon, ihre berufliche Perspektivlosigkeit zu bekämpfen, begann sie ihre innere Auflehnung gegenüber ihrer gegenwärtigen Berufssituation aufzugeben und akzeptierte, dass sie keine Arbeit im gut qualifizierten Bereich finden würde.

Es folgte ein neu ausgerichtetes Berufsleben. Um ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern, beschloss sie, eine Ausbildung als Pflegeassistentin zu beginnen.

Nachdem die mittlerweile 45-Jährige im Herbst 2016 einen mehrwöchigen Lehrgang als Pflegehelferin beim Schweizerischen Roten Kreuz absolviert hatte, wurde ihr unmittelbar eine feste Stelle in einem Alters- und Pflegeheim angeboten. Unklar bleibt hier, ob das Umorientieren in einen geschlechtstypischen Gesundheitsberuf freiwillig erfolgte oder ihr von Berufsberatungseinrichtungen empfohlen und Leonor Castro aus Mangel an Alternativen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt in diese Berufsrichtung gedrängt wurde.²⁷ Dies könnte im Hinblick auf den Fachkräftemangel im Gesundheitswesen, spezifisch in der Langzeitpflege, möglich sein. An Leonor Castros Fall wird deutlich, dass sich die Akademikerin mexikanischer Herkunft mit einer Tätigkeit auf Pflegeassistentenstufe begnügen muss, was einer nicht qualifikationsadäquaten Beschäftigung entspricht. Dabei findet sich Leonor Castro mit einem sozialen und beruflichen Abstieg ab. Darüber hinaus lässt sich hier erkennen, dass sie einer Arbeit mit unregelmässigen Arbeitszeiten nachgeht, einer Arbeit, die sich durch wenig berufliches Prestige auszeichnet, einen Verlust an Einkommen bedeutet und insbesondere eine grosse Nachfrage bei Migrantinnen aufweist. Für die Biographin mit beruflicher Qualifikation auf Tertiärstufe bedeutet die Arbeit im Pflegebereich auf der Assistenzstufe nicht nur, dass sie von Brain Waste betroffen ist, sondern sich darüber hinaus mit einer tieferen sozialen Position als ursprünglich anvisiert zufriedengibt. Gleichzeitig erlaubt ihr diese neue Tätigkeit einen Zugang zum Arbeitsmarkt, wodurch sie finanzielle Unabhängigkeit und ihre Handlungsautonomie wiedererlangen kann. Es kann hier zusammenfassend festgehalten werden, dass die Biographin sich im Umgang mit der erfahrenen Dequalifikation nach einigen Jahren ohne Erwerbsarbeit gezwungen sieht, eine Arbeit im niedrigqualifizierten Bereich anzunehmen. Mit Castro Varela (2005) kann diese Erfahrung als symbolische Deklassierung bezeichnet werden. Leonor Castro evaluiert ihre Arbeit als Pflegeassistentin positiv, trotz Überqualifikation. Sie zeigt sich sehr erleichtert, endlich eine bezahlte Vollzeitarbeit gefunden zu haben. In einer SMS schrieb sie mir im November 2016: „Ich habe jetzt einen Job. Ich bin glücklich.“ Der Umgang mit ihren Leidenserfahrungen kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch als eine biographische Leistung gedeutet werden.

6.5 Zusammenfassung

Die Biographin ist eine Frau mexikanischer Herkunft, die in einer wohlhabenden Akademikerfamilie in der Hauptstadt Mexikos aufwächst. Leonor Castros lebensgeschichtliche Erzählung wird hauptsächlich an der Leitlinie der Bildungs- und Leistungsorientierung sowie des beruflichen Werdegangs entwickelt. Dieser Erzähllinie wird alles andere untergeordnet. Dabei kreist insgesamt Leonor Castros biographische Konstruktion um die subjektive Bedeutung von Berufstätigkeit und Anerkennung von beruflicher Leistung. Im Zentrum des Erlebens stehen Erfahrungen in der

27 Bei einem gemeinsamen Treffen mit Leonor Castro im April 2017 erzählte sie mir von ihren Arbeits Erfahrungen als Pflegeassistentin im Alters- und Pflegeheim. In diesem Kontext erfuhr ich, dass sie durch ihre behandelnde Psychiaterin und Psychotherapeutin auf diesen Beruf aufmerksam gemacht wurde. Diese Unklarheit ist die einzige, die ich nachträglich in der Fallrekonstruktion erläutere. Im Hinblick darauf, dass diese Information für weitere Forschungen in diesem Bereich von Bedeutung sein könnte, wollte ich sie den Lesenden dieser Arbeit nicht vorenthalten.

Arbeitswelt, die mit der Erkrankung an Depressionen zusammenhängen. Die Biographin konstruiert sich selbst als berufs- und aufstiegsorientierte Frau, die ihren Bildungsweg in die eigenen Hände nimmt.

Differenzerfahrungen sind schon früh in Leonor Castros Lebensgeschichte ein dominantes Thema. Bereits während der Gymnasialzeit in Mexiko-Stadt macht sie die bis heute andauernde Erfahrung, als nicht zugehörig und als „anders“ betrachtet zu werden. Das Besondere dabei ist, dass Leonor Castro sich selbst nicht als „Ausländerin“ in der Schweiz sieht. Sie lehnt die Selbstzuschreibung ‚Migrantin‘ ziemlich konsequent ab. Auch in der Fremdzuschreibung benutzt sie den Begriff ‚Migrantin‘ kaum. Die Biographin schreibt sich selber eine deutlich andere soziale Position zu. Sie beharrt sehr bestimmt auf ihrer Bildungs- und Schichtzugehörigkeit, während sie die nationale Zugehörigkeit selten thematisiert.

In ihrer Adoleszenz ist Leonor Castro mit Zuschreibungs- und Ausgrenzungserfahrungen konfrontiert, was sich auf ihre psychische Gesundheit auswirkt. Im Kontext von Stigmatisierungs- und Differenzerfahrungen erkrankt sie als Jugendliche an einer leichten Depression. Ihre Eltern und insbesondere ihre Mutter, zu der sie eine ambivalente Beziehung hat, bringen für die psychische Erkrankung in dieser Lebensphase wenig Verständnis auf. In Leonor Castros Lebensgeschichte ist die Mutter-Tochter-Beziehung von emotionaler Distanz, aber auch Nähe gekennzeichnet. Der Wunsch, mit ihrer persönlichen Erfahrungsgeschichte von der Mutter verstanden und angenommen zu werden, stellt ein durchgängiges Motiv der biographischen Selbstpräsentation der Erzählerin dar. Die Biographin orientiert sich in ihrer adoleszenten Lebensphase verstärkt auf ihr Bildungsziel. Dabei beschreibt sie ihre Ausbildungs- und Studienzeit als eine Abfolge von Erfolgen, die ihre hohe Leistungsfähigkeit belegen. Die erfolgreichen Schul- und Studienabschlüsse sowie ihre Erfolgsorientierung stellen einen Weg für die Biographieträgerin dar, ihren Wunsch nach elterlicher und gesellschaftlicher Anerkennung und Wertschätzung erfüllt zu bekommen. Im Gesamtzusammenhang ihrer Lebensgeschichte lässt sich das Streben nach Bildung und Leistung als eine Strategie für die Biographin rekonstruieren, um mit schmerzhaften Gefühlen umzugehen und Abstand von ihren Leiderfahrungen zu gewinnen.

Die Darstellung ihres familiären Hintergrunds zeigt, dass die Erzählerin in einer Familienstruktur aufwächst, in der es eine „traditionelle“ geschlechtsspezifische, aber auch am Oberschichtsmilieu orientierte Rollenverteilung gibt. Möglicherweise sind Repräsentation und Anerkennung schon hier wichtige Motive. In ihrer biographischen Rekonstruktion präsentiert sich Leonor Castro als selbstständige und handlungsaktive Akteurin, die sich von den sozial gängigen Geschlechterrollenvorstellungen distanziert und Anerkennung in anderen Bereichen sucht. Sie erkämpft sich ihre Autonomiespielräume nicht nur in der beruflichen, sondern auch in der privaten Lebenslinie, indem sie eine Hochzeit mit einem Mexikaner kurzfristig absagt. Das Ablehnen der an sie herangetragenen geschlechtsspezifischen Verhaltenserwartungen durch ihren Verlobten und den Heiraterwartungen durch ihre Mutter verdeutlichen ihre Sehnsucht nach einem selbstbestimmten Leben. Ihre Biographie ist durch ein starkes Autonomiebestreben sowie ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und finanzieller Unabhängigkeit geprägt. Die Suche nach einem erweiterten Handlungsspielraum zeichnet sich in ihrem biographischen Lebensentwurf deutlich ab. Die Migration in die Schweiz lässt sich als biographische Strategie der Selbstbestimmung und Distanzierung vom Elternhaus sowie dem gleichzeitigen Wunsch, „traditionelle“

Geschlechterverhältnisse und Normen in der Herkunftsgesellschaft zu durchbrechen, rekonstruieren. Mit der Schweiz verbindet die Biographin nicht nur ein Land mit persönlichen und beruflichen Entfaltungsmöglichkeiten und Offenheit, sondern auch mit egalitären Paarbeziehungen. Sie versucht so mit der Migration auch ihrem Wunsch nach Geschlechtergleichstellung innerhalb einer Beziehung näher zu kommen. Durch die Ehe mit einem Europäer möchte sie ihre Vorstellung einer egalitären Beziehung verwirklichen. Ein weiterer wesentlicher Aspekt für die Migration in die Schweiz stellt ihr Streben nach einer erfolgreichen Berufskarriere dar. Die Migrationsentscheidung der Biographin lässt sich schliesslich auch vor dem Hintergrund ihrer internationalen Orientierung rekonstruieren, die ihre Biographie seit ihrer Kindheit prägte. Ihre Migrationsgründe sind letztlich alle miteinander verwoben und bedingen sich gegenseitig. Leonor Castros Migration in die Schweiz stellt daher keinen Bruch dar, sondern lässt sich als lebensgeschichtliche Kontinuität in ihrem biographischen Entwicklungsprozess darstellen.

Leonor Castros Anspruch auf Berufserfolg, der dem Migrationsprojekt zugrunde liegt, ist bei ihr enorm ausgeprägt. Sie möchte ihren Eltern beweisen, dass sie es alleine schaffen kann, ohne deren Unterstützung. Ihre Migrationsbiographie bettet die Erzählerin anfänglich in eine berufliche Erfolgsgeschichte ein. In der gegenwärtigen migrationsbiographischen Konstruktion sind ihre Berufserfahrungen in der Schweiz jedoch in die Erzählung einer professionellen Misserfolgsgeschichte eingebunden. Die unerwartete Kündigung, Mobbing-Erfahrung am Arbeitsplatz und Erfahrungen beruflichen Ausschlusses konstruiert die Biographin als einen Abstiegsprozess, der von Depressionserkrankungen eingerahmt wird. Das subjektiv empfundene Misslingen ihres Migrationsprojekts, das mit einer Abwärtsspirale verwoben ist, hat einen Lebensbruch zur Folge. Wie lässt sich dieser biographische Bruch aus Leonor Castros lebensgeschichtlicher Darstellung herauslesen?

Wie die Fallrekonstruktion zeigt, macht Leonor Castro in der Präsentation ihrer Biographie eine erkennbare Trennung zwischen ihrem Leben als erfolgreiche berufstätige Frau und dem Leben danach. Diese zwei biographischen Abschnitte, die durch eine dazwischenliegende Umbruchsphase geteilt sind, kann sie nicht miteinander in Einklang bringen. Bei der Rekonstruktion Leonor Castros biographischer Erzählung fällt das Etablieren der Relevanzthemen auf. So nimmt das Leben vor der Migration in die Schweiz in der Haupterzählung viel Raum ein. Doch warum erzählt sie so umfassend über ihre prämigrationären Lebenserfahrungen? Eine mögliche Erklärung für die ausführliche Präsentation ihrer Kindheit und Jugend im Herkunftsland könnte sein, dass sie in der mehrjährigen Psychotherapie gelernt hat, diese Lebenszeit zu reflektieren und sich eingehend damit zu beschäftigen. Der inhaltliche Zusammenhang ergibt aber eher, dass Leonor Castro ihr Leben vor der Migration akzentuiert, weil sie auf ihre Bildungs- und Berufserfolge in Mexiko verweisen möchte. Die Lebensphase vor der Migration in die Schweiz war mit beruflichen Zielen, Hoffnungen und Perspektiven verknüpft und deshalb für sie biographisch äusserst relevant. Sie präsentiert sich als eine Juristin, die zielstrebig ihre Karriere verfolgt. Somit lässt sich der erste Abschnitt ihrer Biographie als die Geschichte einer gut qualifizierten berufstätigen Frau rekonstruieren. Die Zeit nach der Migration assoziiert die Biographin hingegen mit negativen Erfahrungen am Arbeitsplatz, fehlendem Zugang zur Arbeitswelt und Dequalifizierung, obwohl sie sich in den ersten Jahren nach der Zuwanderung in die Schweiz weiterhin über Berufserfolge auszeichnen konnte. Die Betonung auf ihre aus-

geprägten schulischen und beruflichen Leistungen kompensiert so ihre spätere berufsbiographische Perspektivlosigkeit nach der Migration. Dabei rekurriert sie auf die Selbstdarstellung als beruflich erfolgreiche Frau mit drei universitären Abschlüssen, um einerseits ihre Erfahrungen von Leid und Schmerz im Kontext der Arbeitswelt und der Aufnahmegesellschaft bewältigen zu können. Andererseits bringt sie dadurch ihren Wunsch nach Anerkennung ihrer Arbeitsleistung zum Ausdruck. Insgesamt entsteht aber nicht der Eindruck, dass Leonor Castro mit den detaillierten prämiatorischen Ausführungen ihr Leben vor der Migration beschönigen oder idealisieren, sondern vielmehr hervorheben möchte, dass sie über zahlreiche Qualifikationen sowie Fähigkeiten und Wissen verfügt, die sie nicht einsetzen kann. Ihr gesamtes kulturelles Kapital, das für die Biographin identitätsstiftend ist, wird in der Schweiz nicht bzw. nicht mehr anerkannt. Alles, worauf sie gesetzt und wofür sie gearbeitet hat, findet in ihrem Leben als Migrantin zum Zeitpunkt des Interviews keine Verwendung bzw. keine Wertschätzung. In ihrer Selbstpräsentation musste sie daher betonen wie „gut und talentiert“ sie ist, damit der Fokus ihrer Erzählung auf ihre Erfolge gelenkt wird. Das Hervorheben der eigenen Qualifikation und Kompetenzen kann daher als Strategie verstanden werden, um sich in der Gegenwart als Migrantin neben der sozialen, auch vor einer eigenen Abwertung zu schützen.

Als weitere zentrale Thematik in Leonor Castros biographischer Selbstkonstruktion erweist sich die Erfahrung von Stigmatisierung und Rassismus, die sich durch ihr gesamtes Leben zieht. Die detaillierte Darstellung und reflexive Auseinandersetzung mit Alltagsrassismus und Othering-Erfahrungen ist Ausdruck für die besondere Stellung, die diese Erlebnisse in ihrer Lebensgeschichte einnehmen. Ihre emotionale Reaktion auf diese schmerzhaften Erfahrungen zeigt, dass diese Ereignisse einen tiefgreifenden Einfluss auf ihr Innerstes haben. Das Gefühl, als Mensch diskreditiert, abgelehnt und geringgeschätzt zu werden, prägt ihre Selbstwahrnehmung negativ. Sie entwickelt für Fremdzuschreibungen und Differenzenerfahrungen eine besondere Sensibilität, die bereits in ihrer Jugendzeit im Herkunftsland begründet liegt. Das macht eine andauernde Bearbeitung im biographischen Prozess erforderlich. In der Migrationsbiographie werden Stigmatisierungs- und Differenzenerfahrungen in der Arbeitswelt durch Mitarbeitende und Vorgesetzte relevant. Während ihrer Anstellung bei einer grossen internationalen Firma in der Schweiz wird der Biographin der Status einer Exotin zugewiesen, gegen den sie sich mit aller Kraft auflehnt. Im Berufsleben versucht sie sich nicht auf die Position der „Anderen“ festschreiben zu lassen. Sie widersetzt sich vehement positiven wie auch negativen Differenzzuschreibungen aus ihrem Berufsumfeld. Wie am Arbeitsplatz ist die Biographin auch im Kontext staatlicher Institutionen sowie im öffentlichen und privaten Raum von rassistischen Beleidigungen und exotisierenden Zuschreibungen betroffen. So zeichnet sich die soziale Positionierung der Biographin durch eine mehrfache Nichtanerkennung vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Differenzlinien aus. Mit der expliziten Bezugnahme auf ethnische und migrationsspezifische Differenzenerfahrungen illustriert die Biographin, dass Rassismus, gesellschaftliche Abwertung und Ablehnung ihr Leben massiv beeinflussen.

In der Anfangsphase als mexikanische Migrantin in der Schweiz erlebt Leonor Castro Desillusionierung und Einsamkeit. Dabei ist sie mit der unerwarteten Erfahrung von Zugehörigkeitsverweigerung konfrontiert. Ihre Migrationsbiographie ist durch eine starke Sehnsucht nach Anerkennung geprägt. Der Wunsch nach einem

Ort selbstverständlicher Zugehörigkeit, Annahme und Wertschätzung lässt sich als relevante Dimension in der lebensgeschichtlichen Erzählung im privaten, beruflichen und gesellschaftlichen Kontext herauskristallisieren. Die Rekonstruktion ihrer biographischen Erfahrungen zeigt deutlich, wie stark Leonor Castros Leben in der Migration durch die Anhäufung negativer Ereignisse wie Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen, Rassismus, beruflicher und sozialer Ausschluss emotional belastet wird. Wie in der Erzählung sichtbar wird, wehrt die Biographin in schwierigen Lebenssituationen ihre Gefühle ab, aus Angst, von ihnen überwältigt zu werden. Dabei erweisen sich Arbeit und Leistung sowie Alkohol als biographische Strategien im Umgang mit verdrängten Gefühlen. Die erste Erkrankung an einer Depression im Kontext der Migrationserfahrung findet im Rahmen einer plötzlichen Kündigung statt. Die Entlassung kommt für die akademische Migrantin aus Mexiko im mittleren Erwerbsalter nicht nur völlig unerwartet, sondern trifft sie genau in dem, was den höchsten Stellenwert in ihrem Leben einnimmt: ihre Berufstätigkeit. Die Arbeit nimmt die Funktion der wichtigsten Sinnquelle in ihrem Leben ein. Die persönliche Bedeutung, die sie der Arbeit beimisst, lässt sie dieses belastende und einschneidende Lebensereignis besonders heftig erleben. Diese für die Biographin subjektiv bedeutsame Verlusterfahrung geht mit einem abrupt veränderten, bisher erfolgsverwöhntem Leben einher. Ihre Selbstsicherheit ist tief erschüttert. Der unvorbereitete Stellenverlust wirkt sich auf ihre psychische Gesundheit aus. Die Biographin erkennt für sich selbst, dass Behandlungsbedarf besteht. Sie zögert nicht und holt sich fachliche Hilfe und Unterstützung, als sich ihr psychischer Zustand verschlechtert.

Nachdem sie die Kündigung angefochten hatte und von der Tochtergesellschaft wieder angestellt wurde, sieht sie sich mit Mobbinghandlungen am Arbeitsplatz konfrontiert. Zwei Jahre später kündigt sie die Stelle selbst wegen ihrer Mobbing-Erfahrungen. Die in der Arbeitswelt erlittene tiefgreifende Kränkung und die damit gekoppelten Gefühle eigener Handlungsunfähigkeit sowie Gefühle der Entwertung, Demütigung und Ohnmacht wirken sich erneut stark auf ihre psychische Gesundheit aus. Der Stellenverlust sowie das Erleben von Erniedrigung und Herabsetzung am Arbeitsplatz werden von der Biographin als eine bedrohliche Situation eingeschätzt und als krankheitsauslösend angesehen. In Leonor Castros eigentheoretischem Erklärungsmodell wird sichtbar, dass sie die zweite Erkrankung an einer Depression wiederum im Kontext der Arbeit sieht. Beide Depressionserkrankungen in ihrer Migrationsgeschichte lassen sich als berufsbiographische Depression rekonstruieren. In diesem Zusammenhang ist bedeutsam, wie die Kumulierung kritischer Ereignisse, die abrupt und unvorhergesehen eintreten, wie Verlusterfahrungen, Erwerbslosigkeit und psychische Erkrankung, die Schütze auch als Ereignisverkettung (Schütze 1983: 284) beschreibt, von der Biographin erfahren und biographisch verarbeitet werden.

Der Verlust des Arbeitsplatzes als kritisches Lebensereignis ist in ihrer selbstgesteuerten Darstellung besonders deutlich, gerade weil sie ihre Selbstachtung und ihr Selbstvertrauen aus ihrer Arbeitsleistung zieht. In ihrer Fallrekonstruktion zeigt sich, dass diese krisenhaften Erfahrungen die berufliche Identität und das Selbstbild der Erzählerin zentral angreifen und sich gravierend auf ihre Biographie auswirken. Mit der Depression ist bei Leonor Castro ein Verlust des Selbstwertgefühls verknüpft. Aufgrund mangelnder Perspektiven versinkt sie in einen Zustand tiefer Hoffnungslosigkeit, der von einem Gefühl der Sinnlosigkeit beherrscht wird. Der Stellenverlust bedeutet für die Biographin ein komplett unerwartetes Zerschellen bestehender Le-

bensoorientierung, das fast gleichbedeutend mit dem Verlust des Lebensprinzips an sich ist. Ihr gelingt es nicht, sich ein sinnerfülltes Leben ohne Erwerbstätigkeit vorzustellen. Die Verzweiflung, die sie während dieser Lebensphase erlebt, ist eine ganz existentielle. Ihre psychische Notsituation ist mit einem Gefühl der Ausweglosigkeit verbunden. Der endgültige Orientierungszusammenbruch geht mit der letzten schweren Depression – sechs Jahre nach der Migration in die Schweiz – einher, der zu einem Suizidversuch im Alter von 38 Jahren führt. Die Beeinträchtigung aufgrund der starken Depression und der völlige Verlust ihrer Handlungsfähigkeit machen eine psychotherapeutische-psychiatrische Behandlung erforderlich, die durch die Einnahme von Antidepressiva unterstützt wird.

Die selbstreflexive Auseinandersetzung mit der Depression und ihrer Lebenssituation zieht eine biographische Arbeit nach sich. Hierbei wird die letzte Depressionserfahrung als ein umfassender biographischer Lernprozess konstruiert, der weitreichende Konsequenzen sowohl für ihr Verhältnis zu sich selbst als auch für das Verhältnis zu ihren Eltern hat. Ihre Sicht auf ihr berufliches Leben verändert sich durch die Depression. Die Transformation geht mit einem persönlichen Reifungsprozess einher. So stellt das Abklingen der Depression eine Rückgewinnung von Handlungsmöglichkeiten dar. Trotz Entwicklung eines neuen berufsbiographischen Entwurfs bleibt der Zugang zum Schweizer Arbeitsmarkt versperrt. Der berufliche Wiedereinstieg in eine Vollzeitbeschäftigung, die Leonor Castros Qualifikation und Berufserfahrung entspricht, bleibt ihr verwehrt und bedeutet eine soziale Kränkung. Es folgt eine Dequalifizierung, die mit dem Gefühl der Demütigung einhergeht. Ihre berufliche Situation ist zum Zeitpunkt des ersten Interviews von Nicht-Akzeptanz begleitet. Die Erfahrung auf mehreren Ebenen sozial ausgegrenzt zu werden – beruflich, familiär (in der angeheirateten Familie) und gesellschaftlich – macht es der Biographin schwer, ihren Platz in der Aufnahmegesellschaft zu finden.

Leonor Castros Leben in der Migration als Erwerbslose ist von sozialem und beruflichem Abstieg, sozialer Isolation sowie von finanziellen Schwierigkeiten und von Abhängigkeit charakterisiert. Mit einem Statusverlust und einer materiellen Existenzunsicherheit hatte sie nicht gerechnet, als sie in die Schweiz migrierte. Das Sinken ihres bisherigen Lebensstandards erweist sich für die Erzählerin als ein belastendes Migrationsproblem. Sie selber stellt einen bedeutsamen Zusammenhang zwischen beruflichen und sozialen Verlusterfahrungen her. In der Erzählung wird deutlich, je höher der erworbene Status im sozialen Gefüge ist, desto schmerzhafter sind der Verlust und die Enttäuschung darüber. Mit der Erfahrung des beruflichen Ausschlusses erlebt Leonor Castro nicht nur ein Gefühl der Entwertung ihres professionellen Wissens, sondern auch ihrer gesamten Persönlichkeit. Mit dem Verlust ihres Status verliert sie zum einen die soziale Anerkennung, zum anderen ihre Achtung von anderen und vor sich selbst. Es lässt sich zusammenfassend konstatieren, dass die Diskrepanz zwischen ihrem sozialen Status in Mexiko und der neuen sozialen Position in der Schweiz negative Auswirkungen auf ihre psychische Gesundheit hat.

In ihrer biographischen Handlungsautonomie präsentiert sich Leonor Castro vor der Ehe als eine selbstständige und ökonomisch unabhängige Frau. Ihr zentrales Anliegen, selber für ihre Existenzsicherung aufzukommen, kann sie ohne Arbeit nicht aufrechterhalten. In der binationalen Ehe stellt sich ein Ungleichgewicht ein, als ihr Mann alleine im Besitz der finanziellen Ressourcen ist. Die ungewollte finanzielle Abhängigkeit von ihrem Mann infolge der Erwerbslosigkeit wird von Leonor Castro

als emotionale Belastung erfahren, die ihre Beziehung überformt. In ihrer biographischen Rekonstruktion wird ihr Widerstand in geschlechterspezifische Rollen gedrängt zu werden, deutlich. Sie kann als vormalig erfolgreiche berufstätige Migrantin an ihrer Situation als Hausfrau keinen Gefallen finden. Sie lehnt ein Leben im häuslichen Raum ab. Wie aus der Erzählung zu entnehmen ist, weist die Verwirklichung ihrer Bedürfnisse nach Berufstätigkeit, Autonomie und Anerkennung eine enorm hohe biographische Relevanz auf. Als sie wegen der Erwerbslosigkeit die Distanzierung von traditionellen Geschlechterordnungen nicht mehr beibehalten kann, erlebt sie im Kontext des Verlusts ihrer finanziellen Autonomie eine existentielle Krise. Gleichzeitig steht in der Selbstpräsentation der privaten Lebenslinie die Kontinuität der Partnerschaft im Vordergrund. Die Biographin zeigt auf, dass sie eine zuverlässige und tragfähige Ehe erlebt. Ungeachtet der Schwierigkeiten im Zusammenleben im Kontext der Depressionserkrankung steht ihr Mann zu ihr und zur gemeinsamen Beziehung.

Die meiste soziale Unterstützung, die ansonsten eher gering ist, erfährt Leonor Castro von ihrem Ehemann. In der Schweiz ist er ihre einzige Bezugsperson. Seine emotionale Unterstützung nimmt eine wichtige Rolle im Bewältigungsprozess der Depression ein. Im Umgang mit der psychischen Erkrankung und ihren Folgen im Alltag schildert sie Erfahrungen fehlender sozialer Unterstützung durch Mitglieder ihres engeren und weiteren sozialen Netzwerkes. Die Biographin führt die ausbleibende Verfügbarkeit von sozialer Hilfe auf den Umstand zurück, dass alle Familienangehörigen im Herkunftsland leben, sowie auf Erfahrungen von sozialer Isolation und Selbstisolation. Sie verzichtet selber auf die Aktivierung von sozialer Unterstützung bzw. ist nicht in der Lage, diese einzufordern. Neben der unterstützenden Beziehung durch ihren Lebenspartner erhält sie in der aktuellen Lebensphase einen emotionalen Halt wie auch finanzielle Unterstützung durch ihre Eltern, ungeachtet ihrer ambivalenten Beziehung zu ihnen. Da ihr Vater und ihre Mutter in Mexiko leben, können sie ihr allerdings nicht im Alltag beistehen.

Die Bedeutung der Erwerbsarbeit im Leben der Biographin zeigt sich darin, dass die veränderte Arbeitssituation als besonders leidvoll erlebt wird. Das berufliche Leben ermöglichte Leonor Castro eine gesellschaftliche Positionierung, über die sie für sich ein Gefühl biographischer Sicherheit, Freiheit und Handlungsmächtigkeit herstellen konnte. Ohne Aussicht auf Berufstätigkeit stellt sie die Sinnhaftigkeit ihres Lebens erneut in Frage. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews gelingt es ihr nicht, eine neue sinngebende Ausgestaltungsform für ihre Lebensorientierung zu finden. Sie scheitert daran, sich einen positiven Lebensentwurf zu konstruieren. Durch die Nichterfüllung der eigenen Erwartungshaltung und der Ambitionen im Kontext der Erwerbsarbeit wird das Migrationsziel als gescheitert empfunden. Leonor Castro verbindet mit der beruflichen Ausschlusserfahrung das Gefühl der eigenen Schuld, was den Selbstvorwurf auslöst, eine Versagerin zu sein. Es ist dieses Versagensgefühl, das Leonor Castros gesamte migrationsbiographische Selbstpräsentation konstituiert. Sie schafft es nicht, sich von vielen negativen Grundüberzeugungen zu lösen. Die Darstellung der gegenwärtigen Lebenssituation beinhaltet Resignation und (berufliche) Perspektivlosigkeit. Insgesamt betrachtet ist es der Biographin in der aktuellen Situation des ersten Interviews (noch) nicht gelungen, neue biographische Entwürfe zu erarbeiten sowie eine liebevolle, wertschätzende und bejahende Haltung sich selbst und dem Leben gegenüber zu entwickeln.